

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Kalis tödlicher Spiegel

Frankreich F 7,00 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Kalis tödlicher Spiegel

John Sinclair Nr. 476

von Jason Dark

erschienen am 18.08.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Kalis tödlicher Spiegel

Seit Wochen schon waren die Jäger hinter der vierbeinigen Bestie her, die bereits zwölf Menschen gerissen hatte. Nur die Mutigsten in der Provinz hatten sich zusammengefunden, und ihnen klangen die Warnungen der Weisen und Alten noch in den Ohren. Diese Männer hatten Erfahrungen, manche von ihnen sollten sogar mit den Göttern in Kontakt gestanden haben, deshalb wurden ihre Worte sehr genau beachtet.

»Nehmt Netze aus Goldfäden, die ihr zuvor mit dem Wasser des Heiligen Flusses genäßt habt, da der große Wischnu euch gnädig gestimmt sein muß. Sonst werdet auch ihr zerrissen, denn der Tiger ist mit den Kräften der Unterwelt vereint…«

Sie hatten sich danach gerichtet und waren in den Dschungel gezogen. Dort hatten sie gelebt wie Eremiten, sie beteten, sie wachten, und die Zeit verging, aber sie gaben nicht auf, der Tiger war ihnen einfach zu wichtig.

Manchmal waren sie auch in die Dörfer gegangen, hatten verängstige Menschen aus den Hütten kriechen sehen und mit ihnen über den Tiger gesprochen.

»Er ist ein Dämon!« wurde ihnen gesagt. »Er tötet nicht, weil er hungrig ist. Er tötet aus Lust. Das machen Dämonen.« Und man berichtete von neuen Opfern, die der Tiger gerissen hatte.

Das letzte Opfer, eine junge Frau, war beim Wasserholen überrascht worden. Ihre Reste waren verbrannt, den Jägern wurde noch die Asche gezeigt.

Sie gingen davon aus, daß der Tiger noch in der Nähe lauerte. Wo Menschen waren, fand auch er seine Beute, und so legten sie sich auf die Lauer.

In der ersten Nacht hörten sie nichts, in der zweiten aber vernahmen sie das unheimliche Brüllen, und sie erlebten die Flucht der anderen Tiere mit.

Für die Jäger war es der Beweis, daß der Tiger nicht mehr weit entfernt war und wieder Beute wollte.

Am dritten Tag nach ihrem Besuch im Dorf begannen sie damit, die Falle aufzustellen.

Es dauerte fast bis zum Einbruch der Dunkelheit, bis sie die Netze gespannt hatten. Sie alle waren erfahrene Jäger, jeder von ihnen hatte schon Tiger erledigt, diesmal gingen sie besonders sorgfältig vor, und sie suchten einen von ihnen aus, der den Köder spielte.

Es war eine mondhelle Nacht. Auch bei Dunkelheit schlief der Dschungel nie. Tiere, die sich tagsüber verborgen hielten, gingen nun auf Beutezug.

In dieser Nacht nicht.

Sie waren sehr ruhig. Die übrigen Tiere merkten, daß etwas in der Nähe lauerte. Es konnte ihnen den Tod bringen, und sie hörten auch immer wieder das wilde mörderische Fauchen des gefräßigen Ungeheuers. Manchmal leiser, dann wieder lauter.

Noch sahen sie ihn nicht. Die Jäger hielten sich verborgen. Sie hofften, nicht so schnell entdeckt zu werden. Wenn der Tiger kam, sollte er die »Beute« sehen. Der Mutigste von ihnen lag unter den Netzen auf einer Lichtung. Er trug nur einen Lendenschurz und hatte sich mit dem Blut eines Tieres eingeschmiert.

Der Mann hieß Singal, war 30 Jahre alt und wollte den Tod des Tigers, weil dieser seinen Bruder gerissen hatte. Er selbst konnte nichts tun, mußte sich auf die Netze und auf seine Freunde verlassen können, die unsichtbar im Dickicht hockten und auf den Tiger

warteten.
Singal merkte, wie das Blut auf seinem Körper trocknete. Zuerst hatte es noch geklebt, jetzt sorgte es für einen Juckreiz, und es zog auch andere Tiere an.
Da kamen die Käfer, die Kriechtiere, auch die Spinnen. Sie bewegten sich von allen Seiten auf den wie leblos wirkenden Singal zu, der auf dem Rücken lag und aus großen Augen in den dunkelblauen Himmel starrte.
Seine Pupillen wirkten wie gläserne Kugeln, in ihnen spiegelte sich das Mondlicht.
Singal betete. Die Götter mußten ihm beistehen. Wenn nicht, würde der Tiger stärker sein.
Die Kriechtiere hatten ihn erreicht. Dicke Käfer mit glänzenden Panzern glitten krabbelnd an seinem Körper hoch und bewegten sich über seine Brust. Sie erreichten das Gesicht, aber sie krochen nicht in seine Nasenlöcher. Das Blut, mit dem er sich eingerieben hatte, mußte für sie ein Lockstoff sein.
Singal wartete.
Er hatte sich in eine Art Trance versetzt, horchte aber gleichzeitig in die Nacht und die Dunkelheit hinein, um den Tiger kommen zu hören. Vom Netzt sah er nichts. Die Jäger hatten es so raffiniert und versteckt gespannt, daß die Maschen erst auffielen, wenn man dicht davor stand.
Zeit verstrich…
Aus Minuten wurden Stunden. Singal war für die Kriechtiere wie ein Magnet. Unzählige krabbelten auf seinem Körper, dies auszuhalten, gelang nur wenigen Menschen.
Kurz nach Mitternacht geschah es.
Ein lautes, fürchterliches Brüllen erschütterte die Stille der Nacht. Es war wie ein Zeichen. Die Natur schien zu erstarren, den Atem anzuhalten. Jegliche Geräusche erstarben, nur das Brüllen der menschenmordenden Bestie war zu hören.
Auch die Jäger hatten sie gehört. Sie preßten sich noch tiefer in ihre Deckungslöcher und warteten gespannt auf den Schatten des Tieres. Den Erzählungen der Dorfbewohner hatten sie entnommen, daß der Tiger größer sein sollte als seine Artgenossen. Dazu mit einem wunderbaren Fell versehen, großen Augen, die etwas Besonderes waren.
Man hatte von Spiegeln gesprochen…
Daran wollten die Männer nicht so recht glauben, aber sie warteten mit fieberhafter Spannung. Ihre Waffen hielten sie bereit. Säbel, Lanzen und Speere.
Kein Tier floh mehr. Das Brüllen war einfach zu nahe gewesen. Wären sie jetzt geflüchtet, hätte der Tiger sie leicht packen und auch

vernichten können.

So blieben Mensch und Tier vereint in Erwartung des Kommenden und mit der Angst davor.

Selbst die Kriechtiere auf Singals Körper bewegten sich nicht. Sie warteten ab.

Wo steckte der Tiger?

Noch hielt er sich verborgen, aber er würde bestimmt nicht stehenbleiben, er war ein Jäger, der Geruch von Menschen und Blut hatte ihn angelockt. Wahrscheinlich umschlich er bereits die kleine Lichtung, auf der Singal lag, und beobachtete ihn.

Hin und wieder vernahm der mutige Inder ein Rascheln. Er konnte nicht herausfinden, aus welcher Richtung es kam und ob es der Tiger verursacht hatte.

Auf einmal war er da!

Sein Körper war noch nicht zu sehen, doch zwischen den dunklen, wuchernden Pflanzen schimmerten zwei glänzende Kreise - die Augen.

Der Tiger beobachtete.

Er stand da wie ausgestopft, seine Geduld war unerschöpflich. Stundenlang konnte er warten, um im nächsten Augenblick blitzschnell und gnadenlos zuzuschlagen.

Der Wind war eingeschlafen. Wie eine dunkle Mauer umgab der Dschungel die Lichtung. Als der Tiger aus seiner Deckung auf den freien Platz starrte, glich sein Körper einem Schatten, der sich nur vorsichtig bewegte. Er suchte nach einer Lücke, die er durchbrechen konnte, der Blutgeruch drang in seine Nase und ließ ihn die Vorsicht vergessen. Die hauchdünnen Fäden des Netzes beachtete er nicht. Ihr goldenes Schimmern wurde vom dunklen Grün der Pflanzenwelt völlig verdeckt.

Dann sprang er aus seinem Versteck. Es war ein gewaltiger Sprung, der ihn vom Rand des Dschungels hinaus auf die Lichtung trug, wo der menschliche Köder lag.

Die meisten Jäger sahen diesen Schatten, und auch Singal erkannte ihn plötzlich.

Er riß seine Augen weit auf, als er den Schatten über sich sah. Wenn er sich jetzt senkte und das Netz riß, war Singal verloren.

Der massige Körper wuchtete in den Maschen. Er jagte in dem Augenblick hinein, als Singal einen lauten Schrei ausstieß, sich zur Seite rollte, um auf die Füße zu kommen.

Der Schrei war gleichzeitig das Signal für seine Freunde gewesen, die den Tiger ebenfalls beobachtet hatten. Sie waren aus ihren Verstecken hochgeschnellt und liefen auf die Lichtung, wo sich das Netz unter dem Gewicht des Tigers bog, aber nicht zerriß.

Dann kamen die Jäger!

Sie hatten gesehen, daß der Tiger plötzlich ein Gefangener war, und

sie setzten ihre Waffen ein.
Aus dem Dunkel schleuderten sie die Lanzen und Speere, die in den massigen Körper der Bestie, hineinhieben. Dabei erklangen dumpfe Schläge, als hätte jemand seine Fäuste gegen das Fell gedroschen.
Schreie erfüllten die Lichtung. Die Jäger stürmten auf den vierbeinigen Killer zu. Sie hatten jetzt ihre Säbel gezückt, um das zu vollenden, was sie mit dem Schleudern der Lanzen begonnen hatten.
Die Säbel hackten in den Tigerkörper hinein. Sie waren scharf geschliffen worden, durchschnitten das Fell und rissen tiefe, oft armbreite Wunden hinein.
Der Tiger kämpfte dennoch.
Er wälzte sich durch das Netz. Er brüllte und fauchte, daß der Dschungel erzitterte. Jede Kreatur sollte hören, daß der König unter ihnen nicht aufgab, aber die Männer kannten kein Pardon. Nur waren sie so eifrig, daß auch das Netz zerstört wurde. An zwei Stellen riß es, und der Tiger rutschte hinaus.
Einer der Jäger, der bereits zu einem Rundschlag ausgeholt hatte, sah eine Pranke plötzlich dicht vor seinen Augen. Er wollte den Kopf noch zur Seite nehmen, das gelang ihm nicht mehr. Zum Glück spürte er keine Schmerzen, als er durch den unheimlich harten Prankenhieb sein Gesicht und noch mehr verlor. Er war schon tot, bevor er den Boden berührte. Seine Freunde hatten gesehen, wie er starb. Singal schnappte sich den Säbel des Toten. An der Klinge klebte noch in langen Schlieren das Blut der Bestie.
Singal befand sich wie in einem Rausch. Der größte Teil seines Körpers war noch mit dem eingetrockneten Blut bedeckt. Überall juckte und schabte es, darauf nahm er keine Rücksicht, er wollte den Tod seines Freundes rächen und den Tiger vernichten, der aus dem Netz gerutscht war, sich mit den Vorderpranken abstützte und trotz seiner schweren Verletzungen hochstemmen wollte.
Singal packte den Säbelgriff mit beiden Händen. Er mußte die Waffe jetzt einfach festhalten, um einen letzten Rammstoß führen zu können. Er schrie dabei, und als der Tiger seinen mächtigen Schädel noch einmal hochstemmte, stach er zu.
Die Klinge drang zwischen die Augen der Bestie. Für einen Moment glaubte Singal, die Zeit wäre stehengeblieben. Überdeutlich schaute er in die beiden Augen, die tatsächlich nicht normal waren, sondern aus Spiegeln bestanden.
Darin sah er etwas.
In beiden zeigte sich das gleiche Bild. Ein schreckliches Gemälde, aber fast jeder im Lande kannte es.
Es war das Antlitz der Göttin Kali!
Ein pechschwarzes Gesicht mit rot glühenden Augen, die ebenso leuchteten wie die Innenflächen ihrer Hände. Ihr Haarwirrwarr war

blutbefleckt, und um ihren Hals hing eine Kette aus Menschenköpfen.
Ja, das war die Totengöttin Kali. Es gab keinen Zweifel. Und auch Singal gehörte zu den Menschen, die Angst vor ihr hatten. Er wankte zurück und zog dabei die Klinge aus dem Kopf des vierbeinigen Mörders, der tatsächlich noch stand, aber allmählich anfing zu zittern, denn die Lanzenstiche und Säbelhiebe hatten ihm den Rest gegeben.
Keiner griff das Tier mehr an. Die Jäger umstanden es in sicherer Entfernung, schauten nur zu und sahen schließlich, wie der schwere Körper sich nicht mehr halten konnte und zusammenbrach.
Auf der Seite blieb er liegen.
Der Tiger war tot!
Noch immer konnten sie es nicht fassen. Sie schauten sich an, in ihren Gesichtern zuckte es, und es war Singal, der als erster die Sprache wiederfand. Doch kein Jubelschrei, wie es eigentlich normal gewesen wäre, drang über seine Lippen.
Mit leiser Stimme fragte er: »Habt ihr es gesehen? Habt ihr in seine Augen gesehen?«
Seine Freunde nickten.
»Es waren Spiegel!« flüsterte Singal und stach den Säbel in den weichen Boden, »aber das war nicht alles. Ich habe in die Spiegel hineinsehen können und dort ein Bild erkannt. Ein schreckliches Bild, das euch wohl entgangen ist. Das Bild einer Göttin - Kali…«
Jetzt war der Name gefallen. Es gab keinen unter ihnen, der nicht wußte, was dies zu bedeuten hatte.
Kali kannte jeder. Man wußte von ihrer großen Macht und von der Schreckensherrschaft, die sie ausübte. Kali war ein grauenvolles Wesen. Sie wurde nur von Menschen angebetet, die man selbst als dämonisch ansehen konnte und die nur die Vernichtung wollten.
»Ja, Kali«, flüsterte Singal noch einmal und stellte danach eine Frage. »Was haben wir nur getan?«
Er gab sich selbst die Antwort. »Wir haben einen Götzen oder einen Gott getötet. Möge man uns gnädig sein, meine Freunde…«

***

Sie schafften den Tiger weg!
Es war eine Heidenarbeit, denn das Tier besaß ein mörderisches Gewicht. Sie mußten sich ungemein anstrengen und es sogar zerteilen, um es abtransportieren zu können.
Sie kannten den Wald und hatten sich schon vor Tagen die entsprechenden Pfade geschlagen. Als sie das Dorf erreichten und die Menschen den toten Tiger sahen, stießen sie ein Freudengeheul aus, in das die Jäger jedoch nicht mit einstimmten.
Sie blieben still, gingen zu ihren Elefanten, luden den Tiger stückweise in die an den Seiten herabhängenden Tragekörbe und

machten sich auf den Heimweg.

Sie wußten auch, wo sie die Bestie hinschaffen wollten. Es war ein alter Tempel, in dem ein Weiser lebte und den Göttern huldigte. Er würde bestimmt Rat wissen.

Der Marsch durch den Dschungel dauerte vier Tage, dann erreichten sie eine Hochebene, die mit gelbgrünem Gras bewachsen war. Der Wind strich über die Halme, bog sie alle in eine Richtung, so daß es aussah, als würden sie sich verneigen.

Die vier Elefanten gingen unbeirrt weiter. Der lange Marsch führte sie von Wasserloch zu Wasserloch, wo sie jedesmal eine längere Pause einlegten.

Erfrischt zogen sie weiter und erreichten schließlich die Berge, wo auch der Tempel stand.

Gegen Mittag trafen sie ein. Ein heißer Sonnenball stand am Himmel und glühte die Natur aus.

Mensch und Tier litten unter den Strahlen. Die Felsen hatten sich aufgeheizt und gaben die Wärme, wenn es kühler wurde, wieder ab.

Die Männer führten die Elefanten in den Schatten, schnallten ihnen die Tragekörbe ab und schleppten sie in die relativ kühle Halle des Tempels, in der sie Andacht und Stille erwarteten.

Sie wollten nicht hinein in den Heiligen Raum, den nur der Einsiedler betreten durfte, um dort Zwiesprache mit den Göttern zu halten. Deshalb blieben sie dicht hinter dem Eingang stehen und genossen die Kühle im Innern.

Ob ihre Ankunft bemerkt worden war, konnten sie nicht sagen. Jedenfalls ließ sich niemand blicken.

Singal gab den anderen Jägern durch ein Handzeichen zu verstehen, daß sie zurückbleiben sollten.

Er ging vor bis zum Licht. In zwei flachen Schalen brannte das Feuer. Es sonderte einen dünnen, dunkelblauen Rauch ab, der träge in die Höhe zog und auch die Tempelhalle schwängerte.

Zwischen den beiden Schalen blieb Singal stehen und rief mit lauter Stimme den Namen des Weisen.

»Großer Mahutra, wir sind gekommen, um dir zu zeigen, daß wir es geschafft haben. Du hast uns vor einiger Zeit deinen Segen für die Jagd gegeben. Du hast uns mit Rat und Tat zur Seite gestanden, du hast uns geholfen, jetzt sollst du auch den Erfolg sehen, den wir in den Händen halten. Deshalb bitte ich dich, zu uns zu kommen und dir anzusehen, was wir erreicht haben.«

Er hatte nicht einmal sehr laut gesprochen. Der Tempel besaß eine sehr gute Akustik. Die Stimme des Mannes war auch im letzten Winkel zu hören und würde wahrscheinlich ebenfalls durch die dicken Wände in andere Räume dringen.

Sie warteten ab.

Die Strapazen der langen Reise hatten die Männer gezeichnet. Sie sahen erschöpft aus. Tiefe Falten durchfurchten die Haut. Es dürstete sie nach frischem Wasser und Nahrung, aber sie hielten durch, denn so war es abgesprochen.

Und Mahutra kam. Die Jäger sahen nicht, woher. Plötzlich stand er vor ihnen.

Er sagte nichts.

Singal verneigte sich. Die anderen Jäger taten es ihm nach, denn Mahutra war ein geachteter Mann.

Sie hatten ihn nicht kommen hören, und auch jetzt, als er näher kam, waren seine Schritte kaum zu vernehmen. Es schien so, als würde er schweben.

Noch hinter dem Feuer blieb er stehen, so daß seine Gestalt höchstens vom Widerschein der Flammen erreicht wurde. Er streckte die Hände aus, und der Rauch gehorchte ihm. War er bisher zur Decke aufgestiegen, so veränderte er nun seine Richtung und glitt auf Mahutra zu. Dabei verdichtete er sich, bildete Wolken, die das Gesicht und die Gestalt des Mannes umschwebten, so daß von ihm kaum mehr Umrisse zu erkennen waren.

Die Jäger richteten sich wieder auf. Keiner von ihnen wagte es, zuerst das Wort zu ergreifen, so etwas überließen sie dem Weisen.

Und er begann zu sprechen. Seine Stimme hallte. Sie schien aus den Wänden zu dringen und hüllte die Menschen wie ein Tuch ein. »Ich sehe, daß ihr den Tiger getötet habt, weil ihr meinen Rat befolgt habt. Seid auch weiterhin so schlau und hört auf meine Worte, denn nicht alles, was tot ist, das ist auch für alle Zeiten vernichtet. Manchmal tötet man eine Kreatur, ohne jedoch den Geist des Bösen, der in ihr gesteckt hat, zu vernichten. Das wollte ich euch sagen.«

»Danke, großer Mahutra«, sagte Singal, »aber wie sollen wir das verstehen?«

»Es ist nicht schwer, wenn ihr mir folgt. Ich möchte euch bitten, mir den Kopf des Tigers zu Füßen zu legen.«

Wenn die Jäger über den ungewöhnlichen Wunsch erstaunt waren, so zeigten sie es zumindest nicht.

Singal nickte zum Zeichen seines Einverständnisses und drehte sich um.

Zwei Jäger hatten sich bereits zum Eingang begeben, wo die Reste des Killer-Tigers lagen, auch der Kopf.

Sie bückten sich, packten ihn und hoben ihn gemeinsam an. Sie zitterten unter der Last. Der Schädel des Tigers schien mit Steinen gefüllt zu sein.

Mahutra wartete hinter dem Rauch. Er wirkte wie ein Geist, und auch Singal schaute zu, wie die beiden Träger den Kopf des Tigers zu Mahutras Füßen legten.

Wenn der Weise so etwas anordnete, tat er das nicht grundlos. Dann wußte er genau, weshalb er darum bat. Auf Singals Zeichen hin zogen sich die Männer zurück, jedoch nicht, ohne sich vorher verneigt zu haben.

In der Tempelhalle war es still. Die Jäger besaßen großen Respekt vor Mahutra. Sie würden niemals von sich aus das Wort ergreifen, und nicht ohne Grund hatte der Weise ihnen aufgetragen, ihm den Kopf des Tigers zu bringen.

Er war der wichtigste Teil…

Noch lag er unberührt von Mahutra zu dessen Füßen. Der Weise schaute ihn nur an. Die Jäger hatten das Beutestück so hingelegt, daß die Augen in das Gesicht des Weisen starrten.

Es waren Spiegel. Rund, sehr groß, unwahrscheinlich, und Mahutra sprach schließlich Singal, den Mutigen an. »Du hast dich als Köder dem Tiger hingegeben, er hat dich angenommen, das Netz hat dich vor dem Tod bewahrt, aber die Bestie hat dicht über dir sein müssen. Stimmt das?«

»Ja, Mahutra!«

»Was hast du gesehen? Konntest du in seine Augen schauen? Sie sind wie Spiegel, aber gleichzeitig Fenster in eine andere Welt. Öffnungen zu fremden Reichen. Ich spüre, daß dieses Tier besessen war und es auch noch ist, obwohl es sich nicht mehr erheben kann.«

»Ich sah eine schreckliche Gestalt, Mahutra. Etwas Böses steckte in dem Tier. Ein Dämon. Grauenvoll, widerlich, gefährlich. Ich schwebte in plötzlicher Todesangst, als ich die Augen und die Totengöttin über mir schweben sah.«

»Also Kali?«

»Ja, ich wagte den Namen nicht auszusprechen!« flüsterte Singal und senkte den Kopf.

Mahutra nahm die Ankündigung gelassen hin. Die anderen Männer sprachen auch nicht. Sie schauten zu, wie der Weise mit seinen Händen ungewöhnliche Figuren in der Luft beschrieb und dabei Worte sprach, die sie noch nie gehört hatten.

Nur die Auserwählten kannten die alten Beschwörungsformeln, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden, und Mahutra gehörte dazu. Er hatte sich noch keinen Nachfolger auserwählt, aber an diesem Tage, als der Tiger erledigt war, wollte er es tun.

Der Weise rief Singal zu sich.

Der war für einen Moment erschreckt. Er hatte nicht damit gerechnet, zu Mahutra kommen zu dürfen, doch die Aufforderung war gesprochen, er mußte sich fügen.

Und so trat er in den Rauch und sah das alte, faltige Gesicht des Weisen schon sehr bald vor sich. Er mußte sich verneigen, Mahutra legte ihm beide Hände auf den Kopf, so daß diese Geste aussah, als

sollte Singal gesegnet werden.
»Dich, mutiger Singal, habe ich dazu ausersehen, mein Nachfolger zu werden. Ich werde nicht mehr lange leben. Die mächtigen Geister haben längst beschlossen, mich zu sich zu rufen. Noch habe ich Zeit, die ich nutzen will. Wenn ich nicht mehr bin, wirst du sein. Ich werde dich ausbilden und dich in die Geheimnisse der Lebenslehren einweihen. Deine erste Aufgabe hast du schon heute zu erfüllen. Nimm innerlich Abschied von einer Welt, der du bisher angehört hast, aber wenn deine Freunde und auch Fremde dich brauchen, sei immer für sie da!«
Singal verneigte sich wieder. »Das verspreche ich dir. Ich bin mir der Ehre bewußt, Mahutra, aber ich bin ein Unwürdiger, der es nicht verdient…«
»Du kannst meinen Entschluß nicht ändern. Wir dürfen auch keine Zeit verlieren. Ich habe den Tigerkopf vor meinen Füßen liegen sehen, ich habe hineingeschaut in die Augen, ich sah hindurch, und ich blickte in mir unbekannte Fernen, die große Gefahr ist jedoch noch nicht gebannt. Nach wie vor schwebt sie über uns. Wir können sie aber verlagern, darum werde ich dich bitten, und es wird deine erste Aufgabe sein. Bist du bereit, Singal?«
»Ja, Mahutra!«
»Dann töte den Tiger!«
Singal war es nicht gewohnt, einem Weisen zu widersprechen, in diesem Fall allerdings konnte er nicht anders. Er schüttelte den Kopf und sagte dabei: »Er ist doch tot, ich…«
»Hätte ich nicht gesagt, daß nicht alles, was tot aussieht, auch tot sein muß?«
»Ja, das…«
»Es steckt noch Leben in ihm!« flüsterte Mahutra, »und das müssen wir entfernen. Sieh dir die Augen an. Du mußt sie herausschälen, das allein ist wichtig. Du mußt aus den Augen einen Spiegel fertigen, in dem Kalis Geist gefangen ist. Er darf einfach nicht mehr in diesem Tier wohnen. Hast du gehört?«
»Ja, großer Mahutra.«
»Kalis Geist muß entfernt werden. Er braucht eine andere Wohnstatt. Spiegelnde Augen sollen das werden, wozu sie geschaffen sind. Ein Spiegel. In seiner Fläche mußt du den Geist der Kali bannen. Die Totengöttin ist sonst zu mächtig.«
Singal nickte. »Ich werde deinen Ratschlag befolgen, Mahutra. Wann soll ich damit beginnen?«
»Trägst du ein Messer bei dir?«
»Ja, großer Mahutra!«
»Dann nimm es und stich dem Tier die Augen aus. Du wirst sehen, daß sie etwas Besonderes sind. Bewahre sie auf und lasse dir einen

ovalen Rahmen aus dunklem Holz geben. Dann wirst du die Spiegelaugen zerdrücken, so daß eine hauchdünne Schicht entsteht, die den Rahmen des Spiegels ausfüllt. So hast du schließlich den Geist der Totengöttin Kali im Spiegel gefangen. Zusätzlich mußt du ihn noch beschwören. Ich werde dich die entsprechenden Worte lehren. Hast du mich verstanden?«

Singal verneigte sich und hauchte sein »Ja, großer Mahutra.«

Der Weise war zufrieden. »Ihr anderen aber«, sagte er, »werdet nicht mehr länger in diesem Tempel bleiben können. Geht weg, verlaßt ihn und kommt zurück, wenn Singal euch ruft.«

Die Jäger waren es gewohnt, einem Mann wie Mahutra zu gehorchen. Sie drehten sich um und gingen, ohne zu murren, davon.

Singal aber zog auf ein Zeichen des Alten sein Messer hervor. Es war eine sehr scharfe Klinge, er würde die flache Schneide auch in die Augenhöhle schieben können.

»Jetzt bestehe deine erste Probe«, sagte der Weise.

Und Singal begab sich an sein schauriges Werk…

***

Verflixt, ich hatte mich verfahren!

Ob Engländer oder nicht, ob an Nebel gewöhnt und mit Regen großgeworden, irgendwann ist Schluß. Da kommt man nicht mehr weiter. Besonders dann nicht, wenn zu der weißen Brühe noch eine Kälte aus den Wolken kriecht, die Eiskeller-Temperaturen bringt und ein schon schönes Kristallmuster auf den Straßen hinterläßt, für das die Menschen das Wort Glatteis erfunden hatten.

Glatteis war gefährlich, manchmal tödlich, und ich war auch, trotz Winterreifen, einige Male geschleudert. Zwar befand ich mich noch im Großraum London, aber ziemlich an der nördlichen Peripherie, in Hendon, wo die Großstadt noch einen ländlichen Charakter besaß. Den Publik Park hatte ich bereits umfahren, aber jetzt sah es doch etwas böse aus, denn die langsam treibenden Schwaden nahmen mir den größten Teil der Sicht. Auch das Licht der Scheinwerfer brachte kaum etwas, es wurde bereits nach wenigen Metern verschluckt. Ich hatte den Rover an den Straßenrand gefahren und überlegte, wie es weitergehen sollte.

Konnte ich zu Fuß mein Ziel erreichen, von dem ich nicht einmal wußte, wo es sich befand?

Der Fall war sehr mysteriös. Telefonisch hatte man mir einen Tip gegeben, zu einer bestimmten Kreuzung zu kommen, dort würde man mich in Empfang nehmen.

Normalerweise wäre ich nicht gefahren, aber der Anrufer hatte einen Namen erwähnt, der mich erschreckte.

Kali!

Ich kannte die indische Totengöttin, wußte genau, wie grausam sie war, und ihre Diener, die über die gesamte Welt verstreut waren, standen ihr an Grausamkeit in nichts nach.

Einige Male waren wir schon zusammengetroffen. An diese Treffen erinnerte ich mich nur ungern, denn es war immer haarscharf zugegangen. Den Terror der Tongs hatte ich am eigenen Leibe zu spüren bekommen.

Ich stieg aus.

Ein Straßenschild war vom Auto aus nicht zu erkennen. Deshalb hatte ich auch den Stadtplan mitgenommen. Die Menschen, die mir begegneten, sah ich erst im letzten Augenblick, wenn sie aus der weißgrauen Wand erschienen. Manchmal wichen wir uns gegenseitig aus. Auf den Gehsteigen war gestreut worden. Über den Sand konnte man einigermaßen laufen. Trotzdem bewegten sich die Menschen so vorsichtig wie Marionetten, die sehr langsam geführt wurden.

Ich erreichte eine Kreuzung, sah auch ein Straßenschild und konnte es mühsam entziffern. Ich verglich es dabei mit meiner Karte. Leider befand ich mich noch nicht am Ziel. Ich mußte noch etwa einen halben Kilometer fahren.

Den Wagen fand ich sofort wieder. Dahinter hatte jemand sein Motorrad abgestellt, wobei ich den Fahrer der Honda nicht sah. Ich erinnerte mich jedoch, auf meiner Fahrt hierher von einem Motorrad verfolgt worden zu sein. Hin und wieder hatte ich ein im Nebel zerfaserndes helles Auge gesehen. War es Zufall, oder hatte es etwas zu bedeuten?

Die Maschine sah ebenso unverdächtig aus wie mein Rover, in den ich wieder einstieg.

Ich hatte mir den Weg, den ich noch zurücklegen mußte, genau eingeprägt und würde ihn auch ohne Karte wiederfinden. Der Treffpunkt befand sich nicht mitten im Ort, er lag ein wenig abseits, zwischen dem Hendon Way und dem Great Northway, die das Gebiet wie die »Arme« einer Zange links und rechts umgaben.

Das Hupen der anderen Fahrzeuge klang dumpf. Der Nebel verschluckte die Geräusche. Auch ich bewegte mich nur im Schneckentempo voran und achtete natürlich auf die bläulich glitzernden Glatteisfallen.

Vermehrt traten sie außerhalb der Orte auf. Hinter mir vernahm ich das Knattern des Motorrads.

Auch sein Fahrer hatte nicht mehr länger geparkt. In beiden Spiegeln erkannte ich nicht einmal einen Schatten der Maschine, aber sie wurde beschleunigt, denn plötzlich erschien sie auch als sich bewegende, kompakte Masse an der rechten Seite, und es sah so aus, als wollte sie mich überholen.

In der Tat rollte der Fahrer vorbei.

Ich konnte von seinem Gesicht nichts erkennen. Die Lederkleidung schützte ihn, und der Helm sah aus wie ein futuristischer Gegenstand aus einem Zukunftsfilm.

Ich bewunderte den Fahrer in negativer Weise. Er schien mit dem Glatteis nichts am Hut zu haben, denn bei diesem Wetter schnell zu beschleunigen, konnte ins Auge gehen.

Dann war er untergetaucht. Die Ampeln tauchten als farbige Punkte innerhalb des Nebels auf. Ich mußte noch zweimal stoppen, sah auch andere Fahrzeuge neben mir, aber nicht mehr den Knaben auf seiner Honda.

An der zweiten Kreuzung führte mich der Weg nach rechts. Die Straße nahm an Breite zu. Geschäfte befanden sich an beiden Seiten. Ihre Reklame kostete nur Strom, das Licht selbst brachte nicht viel.

Weiter…

Nach ungefähr zehn Minuten hatte ich es geschafft, den Ortskern zu verlassen. Nur mehr wenige Häuser begleiteten die Straße, die sich wieder verengt hatte und dort in einen schmalen Weg auslaufen würde, wo sich der Treffpunkt befand. Auf der Karte war dieser Fleck als unbewohntes Gebiet eingezeichnet.

Ich war wirklich gespannt, wer mich da erwarten würde. Die Stimme am Telefon hatte drängend geklungen, der Anrufer schien in Schwierigkeiten zu stecken, und der Name Kali enthielt Brisanz genug. Was man genau von mir wollte, wußte ich nicht. Ich würde es erfahren, egal, ob Falle oder nicht.

Mit Suko hatte ich darüber nicht sprechen können, er war in einer anderen Sache unterwegs, so war ich praktisch ohne Rückendeckung losgefahren.

Der letzte Fall steckte mir auch jetzt noch in den Knochen. Er war so anders gewesen, denn da hatte mich eine Tote zwingen wollen, sie zu heiraten. Sie sah sich als meine Braut an. Zur Trauung war es nicht gekommen, weil Hector de Valois' Geist sich in meinem Kreuz gezeigt und eingegriffen hatte.

Dennoch war bei mir ein bitterer Nachgeschmack zurückgeblieben.

Außerhalb des eigentlichen Ortes lag mehr Eis, so rutschte ich an nicht wenigen Stellen weiter, hatte aber Glück, nicht im Graben zu landen. Manchmal mußte ich stark gegenlenken; wer nicht unbedingt fahren mußte, der ließ den Wagen daheim oder ging zu Fuß.

Der Nebel drehte sich, er wallte, als wollte er irgend etwas einpacken, das für mich nicht sichtbar war. Ich starrte durch die Frontscheibe und konzentrierte mich auf die Fahrbahn, soweit überhaupt etwas von ihr zu sehen war.

Manchmal lag das Eis wie lange Schlangen auf dem Asphalt. Einige Stellen waren auch nur feucht.

Endlich erschien die Kreuzung!

Die war mehr zu ahnen, als zu sehen. Aus der wogenden Watte sah ich rechts und links die Einmündungen der beiden anderen Straßen, und ich erinnerte mich daran, daß der Anrufer von einem kleinen Parkplatz gesprochen hatte, der nahe der Kreuzung lag.

Er mußte sich an der linken Seite befinden. Behutsam drehte ich das Lenkrad in die entsprechende Richtung, die beiden Vorderreifen rutschten über einen Eisfleck, verloren ein wenig den Kontakt, fingen sich wie der, und die schmale Einfahrt erschien an der linken Seite, so daß ich auf den Platz rollen konnte.

Soweit ich erkannte, war er leer.

Kein anderer Wagen parkte hier. Der unbekannte Anrufer war entweder noch nicht da, oder er hielt sich in der grauen Suppe verborgen.

Ich parkte den Wagen mit der Schnauze zur Straße hin, daß ich jederzeit schnell wieder starten konnte.

Jetzt begann die Warterei.

Einen genauen Zeitpunkt hatten wir nicht abmachen können, das Wetter war einfach zu schlecht.

Ich kurbelte die Seitenscheibe ein wenig nach unten, um frische Luft in den überheizten Wagen fließen zu lassen. Dabei wurde ich auf ein Röhren aufmerksam.

Ein Motorrad war vorbeigefahren.

Sollte es der gleiche Feuerstuhl gewesen sein, den ich schon mehrmals gesehen hatte?

Noch gab es keinen Grund zur Beunruhigung. Etwas mehr Sorge bereiteten mir meine unbekannten Partner. Sie hielten von einer gewissen Pünktlichkeit nicht viel, denn sie ließen sich Zeit. Als fast zehn Minuten vergangen waren, hatte ich von ihnen oder ihm noch immer nichts gesehen, so daß ich mir langsam auf den Arm genommen vorkam.

Mehr als eine Viertelstunde wollte ich dem Unbekannten nicht zugeben. Die Wartezeit verkürzte ich durch Rauchen und blies den Qualm in den wallenden Nebel nach draußen.

Es war eine ruhige Gegend, in der ich mich aufhielt. In letzter Zeit hatten keinerlei Fahrzeuge den Parkplatz passiert. Bis ich den Glimmstengel ausdrückte, hatte sich daran nichts geändert.

Sollte das alles ein Trick gewesen sein?

Etwas beunruhigte mich plötzlich. Mir war aufgefallen, daß sich hinter dem Wagen der Dunst verdunkelte, als würde dort jemand erscheinen. Möglicherweise war es mir auch nur aufgefallen, weil ich des öfteren einen Blick in den Außenspiegel warf.

Ich schaute noch einmal hin und sah nichts.

Dennoch blieb das ungute Gefühl. Um sicher zu sein, stieß ich die rechte Tür auf und stieg aus. Ich drückte den Wagenschlag leise ins

Schloß und blieb neben dem Rover stehen.
Nichts…
Nebel, graue Watte, tanzende Schwaden, die mich einhüllten und über meinen Körper flossen.
Allmählich wurde ich ungeduldig und auch wütend. Ich ging ein paar Schritte zur Seite und geriet prompt ins Rutschen, denn an dieser Stelle glänzte das Eis zungendick.
Dann sah ich ihn!
Er war wie ein Gespenst erschienen, und wuchs hinter dem Heck des Rover empor. Dort hatte er auch gelauert. Eine dunkle, im Nebel unheimlich wirkende Gestalt, von deren Gesicht ich nichts erkennen konnte, weil ein Helm es verdeckte.
Es war der Motorrad-Fahrer!
Er blieb stehen, auch ich rührte mich nicht. Aber ich spürte mit jeder Faser meines Körpers die Warnung. Was hier geschah, ging nicht mit rechten Dingen zu. Wenn der Kerl harmlos war, hätte er mich nicht zu verfolgen brauchen und mir schon vorher Bescheid gegeben. Natürlich wollte ich wissen, wer er war. Möglicherweise handelte es sich bei ihm auch um den Anrufer.
Ich ging auf ihn zu.
Er war eigentlich kleiner als ich, durch den Helm aber besaß er meine Größe.
Der Mann rührte sich nicht. Starr blieb er stehen und erwartete mich. Seine Arme hingen locker am Körper herab, dennoch kam mir seine Haltung nicht entspannt vor.
Am Heck des Wagens stoppte ich. Jetzt stand der Mann zum Greifen nahe vor mir. Leider sah ich von seinem Gesicht noch immer nicht viel, aber hinter dem Sichtschirm erkannte ich ein ungewöhnliches Glitzern, das sich in Höhe der Augen befand.
Ich nickte ihm zu. »Wenn Sie den Helm abnehmen, Meister, können Sie mich hören.«
Er tat nichts.
Ich streckte den Arm aus, um das Sichtvisier in die Höhe zu klappen, als er rasch einen Schritt zurückging.
Der Mann wollte also nicht, daß ich ihn identifizierte. Dafür tat er etwas anderes. Er drehte sich wie ein Tänzer auf der Stelle, seine Hand rutschte in Richtung Hüfte, und hinter seinem Rücken holte er etwas hervor.
Eine Waffe - ein Säbel!
Jetzt wußte ich Bescheid!

***

Mord auf einem Parkplatz. Eigentlich nichts Neues, aber ich wollte nicht gerade das Opfer sein. Ich konnte mir auch keinen Grund dafür

vorstellen, daß der Kerl mich köpfen wollte, denn darauf lief seine erste Attacke hinaus. Er führte den Säbel mit der leicht gekrümmten Klinge so, daß der Stahl meinen Hals erwischt hätte. Gerade noch rechtzeitig duckte ich mich, so daß die Klinge über meinen Kopf hinwegglitt.

Der nächste Hieb, geführt von oben nach unten, traf den Rover in Höhe des rechten Kotflügels. Das singende Geräusch riß ab. Es blieb als Andenken eine Delle im Blech zurück.

Ich warf mich nach hinten.

Natürlich dachte ich nicht mehr so intensiv an das Glatteis, rutschte aus und landete auf dem Rücken. Der andere warf sich vor, um mich zu attackieren.

Ich riß die Beine hoch. Beide Füße wühlten sich in die dicke Lederkleidung, die Klinge glitt gefährlich nahe an meiner Schulter vorbei, als ich den Kerl hochstemmte und ihm soviel Schwung gab, daß er über meinen Körper hinwegkatapultiert wurde.

Er landete neben dem Rover, und ich hörte den dumpfen Laut, als er mit seinem Helm aufschlug.

Schnell drehte er sich wieder herum, sprang auf die Füße, aber da hatte sich auch bei mir etwas getan. Ich war sitzengeblieben, lehnte mit dem Rücken am rechten Hinterrad und ließ ihn in die Mündung der Waffe blicken.

Er blieb stehen.

Seinen rechten Arm hielt er noch ausgestreckt, die Klinge wies in meine Richtung. Sie glänzte fast so wie das auf dem Boden klebende dicke Eis.

»Laß ihn fallen!« schrie ich.

Ich wußte nicht, ob er mich verstanden hatte, jedenfalls kam er meiner Aufforderung nach. Sein Arm sank langsam nach unten. Die behandschuhte Faust öffnete sich, aber er wollte mich trotz der auf ihn gerichteten Waffe täuschen.

Durch einen Trick bekam er den Säbel in eine Wurfstellung, nur schleuderte er ihn nicht.

Es ging so schnell, daß ich nicht einmal dazu kam, abzudrücken. Irgendwo im Nebel hielten sich meine Helfer verborgen. Sie konnten besser sehen als ich, jedenfalls hatten sie ihr Ziel schon ausgemacht und vernichteten es.

Aus den grauweißen Wolken flogen die langen Gegenstände, die wie blitzende Scherben aussahen.

Das waren sie nicht. Ich hörte die dumpfen Schläge, als drei Messer die Lederkleidung des Killers durchbohrten.

Die Treffer rissen ihn herum. Er ging noch, wenn auch mit weichen Knien. Dabei schleifte er an der Seitenfront des Rover entlang, bis er die Kühlerhaube erreicht hatte, den Halt verlor, nach hinten kippte

und mit dem Rücken auf die Haube schlug.

Für einen Moment blieb er dort liegen, bis er schließlich auf der etwas schrägen Fläche abrutschte und über die Haube in Richtung Stoßstange glitt. Er fiel und verschwand vor meinen Blicken.

Ich blieb sitzen.

Der Schock saß mir im Mark. Erst die Lebensgefahr, in der ich geschwebt hatte, dann die plötzliche Rettung wie aus dem Nichts. Wie war sie zustandegekommen?

Ich holte tief Luft und spürte, daß die Kälte in meinem Rachen brannte.

Vor mir sah ich nichts als die grauen Schleier. Sie bildeten einen tanzenden Vorhang, der alles verdeckte, was sich in seinem Innern tat und abspielte.

Ich steckte die Waffe nicht weg. Wer immer in der grauen Welt vor mir lauerte, er hatte mir zwar das Leben gerettet, völlig vertraute ich ihm nicht.

Sekunden addierten sich zu einer Minute. Erst als diese Zeit vorüber war, drückte ich mich schwerfällig in die Höhe und blieb neben dem Wagen stehen.

»Wo seid ihr?« Ich hatte mir die Frage einfach nicht verkneifen können. Eine Antwort gab man mir nicht. Der Nebel schluckte alles. Er war dicht, er war kalt und eisig wie der Tod.

Und der hatte den Motorradfahrer ereilt. Ich ging mit etwas weichen Knien zu ihm, schaute ihn mir an. Er lag auf dem Rücken, die Arme vom Körper abgespreizt.

Drei Messer steckten in seinem Körper. Sie hatten ihn tödlich getroffen. Er trug noch immer den Helm, und der war auch nicht verrutscht.

Wieder fiel mir das matte Funkeln unter dem Sichtvisier auf, das ich endlich hochschob. Ich wandte den anderen dabei den Rücken zu, das ließ sich leider nicht vermeiden.

Das matte Funkeln hatte mich schon einige Male zuvor irritiert. Nun sah ich endlich, woher es stammte.

Es waren die Augen!

Nein, als Augen konnte man es nicht bezeichnen, sondern als Spiegel. Jawohl, dieser Tote besaß anstelle normaler Augen ovale Spiegel, die einen matten Glanz besaßen.

Es kostete mich Überwindung, mich auch auf das Gesicht zu konzentrieren und nicht nur die Spiegel zu sehen.

Der Tote war kein Araber, ich tippte mehr auf Pakistani oder Inder. Seine Wangen waren glatt, die Haut sah aus, wie mit Öl eingerieben. Auf der Oberlippe wuchs ein dünnes Bärtchen. Darunter sah ich die weichen, vollen Lippen.

Ich runzelte die Stirn. Wer immer dieser Tote sein mochte, ich konnte

mir keinen Reim darauf machen, weshalb er gerade mich hatte töten wollen.

Daß er unter einem magischen Einfluß gestanden hatte, sagten mir seine ungewöhnlichen Augen, die nun mehr aus kleinen Splittern bestanden. Ich überwand mich, als ich den Zeigefinger ausstreckte und mit der behandschuhten Spitze sanft gegen das linke Auge stieß.

Dabei hörte ich ein Geräusch, das entsteht, wenn man das Silberpapier einer Tafel Schokolade zusammenknüllt. Auch die Augen- oder Spiegelfläche war so hauchdünn wie eben das Papier. Ich kam sogar mit dem Finger durch, so daß die Hälfte von ihm in der Augenhöhle verschwand.

Als ich meinen Finger wieder zurückzog, steckte im rechten Auge noch der Spiegel, das linke aber war leer. Es zeigte nur mehr eine tiefe, etwas dunkle Höhle.

Was hatte das zu bedeuten? Wie konnte ein Mensch mit Spiegelaugen überhaupt existieren? Normal war das nicht, es sei denn, man hatte ihn magisch beeinflußt, und damit rechnete ich bei diesem Toten.

Er hatte also im Dienste eines Dämons gestanden. Ich mußte also herausfinden, in wessen. Das war ja sehr einfach, dachte ich voller Galgenhumor.

Aber der verging mir.

Ich sah die Gefahr nicht, ich spürte sie nur. Da war dieses kalte Gefühl im Nacken, das nichts mit den normalen Temperaturen zu tun hatte. Irgendeine Gefahr war in meinen Dunstkreis geraten, die ich leider noch nicht sehen konnte.

Noch blieb ich in der Hocke, drehte mich langsam um, wollte hochschnellen, da waren plötzlich die langen Schatten da, die wie Krakenarme aus dem dicken Dunst stießen und mich packten.

Die Hände erwischten mich überall. Finger schlugen in meine Schultern, umklammerten die Hüften und waren so stark wie kleine Stahlstifte. Sie wuchteten mich zu Boden, so daß ich auf den Rücken fiel, wieder hochkommen wollte, aber drei Füße stellten sich hart wie Säulen auf meinen Körper.

Zwei drückten gegen meine Brust, der dritte war dicht unter meinem Kinn gegen den Hals gepreßt worden. Er brauchte nur seinen Druck zu verstärken, um mir die Luft abzuschnüren.

Ich schloß für einen Moment die Augen, öffnete sie wieder und hörte eine flüsternde, warnende Stimme.

»Rühre dich nicht! Tu alles, was wir sagen. Wir haben dich hier erwartet. Sinclair…«

»Okay«, keuchte ich, »ihr habt gewonnen. Und wie geht es jetzt weiter?«

»Das wirst du schon sehen. Steh auf.« Im nächsten Moment war der Druck auf meiner Brust ebenso verschwunden wie der am Hals.

***

Ich rappelte mich hoch und wäre auf der Eisfläche fast noch ausgerutscht, konnte mich jedoch abstützen und mich mit dem Rücken gegen den Rover drücken.

Die drei Personen standen vor mir. Sie hatten einen Halbkreis gebildet. Ich schaute sie an und nickte ihnen auch zu. »Soll ich mich für meine Lebensrettung bedanken?«

»Es bleibt dir überlassen.«

Ich verzog die Lippen zu einem Grinsen. »Wie freundlich von euch, Gentlemen.« Dabei schaute ich sie mir an und sah abermals keine Europäer vor mir. Das waren Asiaten, Inder oder Pakistani.

Was sie wollten, war mir unklar. Ich wußte auch nicht, in welch eine Gruppe ich da hineingeraten war.

Sicherlich waren sie bewaffnet, aber sie bedrohten mich nicht damit. Und sie trafen auch keine Anstalten, mir die Beretta abzunehmen. Als Zeichen meines guten Willens steckte ich die Waffe weg.

Das quittierten sie mit einem Nicken.

Ich hörte Schritte im Nebel. Aus dem Hintergrund schälte sich eine Gestalt. Wie auch seine Freunde, so trug er ebenfalls dunkle Kleidung, die gefüttert war.

Er blieb neben dem Toten stehen, bückte sich, hob die Leiche hoch und wuchtete sie über seine Schulter. Er verschwand, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Ich lauschte seinen Schritten, bis sie nicht mehr zu hören waren. Erst dann wandte ich mich an die drei Männer vor mir. »Und wie geht es jetzt weiter?«

»Wir werden dich mitnehmen.«

»Wie schön. Wohin denn?«

»Man will dich sprechen.«

»Der geheimnisvolle Anrufer?«

»Nein, das war ich«, erklärte der Sprecher. »Derjenige, der dich sprechen will, wartet an einem bestimmten Punkt, zu dem wir dich hinfahren werden.«

»Wer seid ihr? Wo kommt ihr her?«

»Du wirst alles erklärt bekommen, nur nicht jetzt.« Der Sprecher ging einen Schritt zurück, dann noch einen, so daß er nur noch als Schatten zu sehen war. Seine Freunde nahmen mich in die Mitte.

So flankiert, blieb mir nichts anderes übrig, als ihnen zu folgen.

Wohin, das wußte der Geier. Vorwürfe durfte ich mir nicht machen. Ich hatte mich schließlich auf die Sache eingelassen und würde sie auch durchstehen müssen.

So trottete ich gehorsam zwischen den beiden Asiaten her. Nebel verwischt die Spuren. So war es auch hier. Als ich mich umdrehte, sah ich nichts mehr von meinem Rover. Wir überquerten noch den

Parkplatz, als aus dem Nebel plötzlich ein Schatten auftauchte. Es war ein kleiner Lieferwagen mit einer Plane über der Ladefläche. Dort wartete der vierte Mann mit dem Toten.

Als wir kamen, schob er die Plane von innen hoch, so daß ich auf die Ladefläche klettern konnte, die an beiden sich gegenüberliegenden Seiten Sitzbänke besaß, auf denen wir alle Platz fanden.

Der vierte Mann war gleichzeitig der Fahrer. Die anderen sprachen kein Wort, auch dann nicht, als sich der Wagen allmählich in Bewegung setzte. Ich hockte auf der Bank, rechts und links die Aufpasser neben mir und fragte mich, wohin die Reise wohl führen würde.

Auch wenn ich durch die Ladefläche hätte schauen können, viel wäre nicht zu sehen gewesen. Der Nebel deckte einfach alles zu. Wer sich hier zurechtfinden wollte, mußte sich sehr gut auskennen.

Zuerst rollten wir über normale Straßen. Das hörte sehr bald auf, denn die schlechtere Wegstrecke ließ den Wagen schaukeln wie ein Schiff bei starkem Wellengang. Ich fiel gegen meine Begleiter, sie stießen gegen mich, aber wir sprachen nicht miteinander. Ein jeder hing seinen Gedanken nach.

Ab und zu streifte ich den Toten mit einem flüchtigen Blick. Durch die Schwingungen rollte die Leiche von einer Seite auf die andere. Man hatte ihr den Helm abgenommen.

Durch Ritzen in der Plane drang nicht nur kalte Luft, auch ein wenig Helligkeit sickerte hindurch.

Sie malte Streifen auf den Boden, und der Stoff flatterte hin und wieder so weit in die Höhe, daß das graue Licht auch den Kopf des Toten streifte und ich die beiden Schächte sehen konnte, in denen vor kurzem noch die spiegelnden Augen gesteckt hatten.

Die Schaukelei dauerte nicht ewig. Wir fuhren wieder über eine glatte Fläche und stoppten sehr bald. Für meine drei Begleiter war es das Zeichen, sich zu erheben. Sie hielten die Plane hoch, so daß ich aussteigen konnte.

Bevor ich zu Boden sprang, schaute ich auf Eisfallen. Die waren nicht da. Ich sprang wieder in die Kälte und stellte den Kragen meiner dreiviertellangen, schwarzblauen, gefütterten Winterlederjacke in die Höhe, denn der Wind war trotz des Nebels scharf und beißend.

Da ich in die falsche Richtung schaute, drehte man mich herum. Ob wir wieder auf einem Parkplatz gehalten hatten, war nicht zu erkennen. Jedenfalls befanden sich Bäume in der Nähe. Die Natur war tot, sie lebte äußerlich nicht mehr, und die Nebelschleier umwallten die Bäume wie dunstige Leichenhemden.

Ein Weg war erst nach einigen Schritten zu erkennen. Er führte direkt auf einen hohen, breiten Schatten zu, der sich immer weiter aus der Suppe hervorzuschieben schien und den ich schließlich als Haus

identifizierte.
Es stand allein in einem Park. Beim Näherkommen stellte ich fest, daß es sich um eine alte Villa handelte, die verschiedene Baustile miteinander vereinigte. Sogar Säulen waren vorhanden. Sie stützen das über und vor der Tür liegende Dach.
Die Tür war verschlossen. Eine Klingel sah ich zwar, doch einer meiner Begleiter holte einen Schlüssel hervor und drehte ihn zweimal im Schloß. Danach konnte er die Tür nach innen aufstoßen.
Gemeinsam betraten wir das Haus.
Ich war gespannt, was mich erwarten würde. Zunächst eine leere Diele, in der über Eck ein Kamin stand. Es brannte kein Feuer. Daß es trotzdem warm war, dafür sorgten hohe Heizrippen. Ich sah die Treppe und die beiden Glühbirnen, die, an bunten Drähten hängend, von der Decke baumelten und ihr Licht abgaben. Es fiel auch auf die einzige Tür. Sie lag dem Kamin gegenüber und war auch unser Ziel.
Wieder wurde mir höflich die Tür geöffnet. Dahinter lag ein abgedunkelter Raum.
»Tritt ein!« flüsterte man mir ins Ohr. »Man erwartet dich bereits.«
Ich war kaum über die Schwelle getreten, als jemand die Tür hinter meinem Rücken schloß.
War ich allein?
Eigentlich nicht, schließlich hatte man mir etwas anderes mitgeteilt. Im Zimmer brannte kein Licht.
Ich sah die Umrisse zweier Fenster. Die Scheiben waren durch Vorhänge verdeckt.
Meine Augen gewöhnten sich nur schwerlich an die Düsternis, ich konnte immerhin die Gestalt erkennen, die vor mir saß. Wahrscheinlich hockte sie an einem Tisch.
Noch gab sie sich nicht zu erkennen. Sie bewegte sich nur, zog an irgendwelchen Bändern, so daß die beiden Vorhänge gleichzeitig zur Seite glitten.
Licht fiel in das Zimmer und traf auch die Gestalt.
Der Mann sagte nichts, ich auch nicht, weil ich einfach zu überrascht war.
Vor mir saß ein alter Freund - Mandra Korab!

***

In seinem Stammlokal in der Fleet Street, der Zeitungsstraße Londons, war die Heizung ausgefallen, und die Kälte zog allmählich durch Bill Conollys Schuhe hoch in die Beine, wo sie bereits die Waden erreicht hatte.
Der Wirt war natürlich todunglücklich darüber, andererseits freute er sich, daß die Stammgäste trotzdem gekommen waren und die dicke Winterbekleidung anbehielten.

Jeder, der etwas trinken wollte, bekam vom Wirt einen Gin gratis. Die Theke war umlagert, die beiden Fernseher liefen, in den Ständern standen die druckfrischen Erzeugnisse der Londoner Presse, und von den drei Telefonen war eines immer umlagert.

Bill hatte einen Tisch für sich. Er wartete bereits über eine halbe Stunde auf seinen Gast, der aber war noch nicht erschienen. Allmählich wurde Bill sauer. Eine halbe Stunde Verspätung konnte man zwar auf den Nebel schieben, dennoch hätte der Mann auch anrufen können.

»Möchtest du noch etwas Hartes, Bill?« rief der Wirt über die Köpfe der Gäste hinweg.

»Nein, einen Tee.«

»Mit oder ohne Stoff?«

»Laß den Rum weg.«

»Selbst schuld.«

»Weiß ich, aber ich muß noch fahren.«

»Kommt sofort.«

Bill Conolly, der freischaffende Reporter und Journalist, drehte sich auf seinem Stuhl und streckte die Beine aus. Er saß jetzt so, daß er die Tür im Auge behalten konnte.

Der Mann, mit dem er verabredet war, hieß Singal. Er kam aus Indien, und Bill wäre von allein nicht auf die Idee gekommen, ihn anzurufen, wenn es da nicht das Telefonat mit Mandra Korab gegeben hätte, der ihm geraten hatte, sich mit Singal zu treffen, ohne John Sinclair davon zu unterrichten.

Bill hatte nach anfänglichem Zögern zugestimmt, wußte aber nicht, um was es ging. Auch Mandra wollte mit der Sprache nicht herausrücken, Bill sollte sich eben überraschen lassen.

Allmählich wurde ihm die Zeit zu lang. Er nahm sich vor, nach dem Genuß des Tees das Lokal zu verlassen. Da konnte ihn dieser Singal irgendwohin pusten.

Aus Indien war er gekommen. Was er in London trieb, war Bill Conolly unklar. Da hatte sich auch Mandra Korab nur unvollständig ausgedrückt, aber es mußte sich um eine gefährliche Sache handeln, und sie lief zudem geheim ab.

Gäste kamen, gingen wieder, ein Inder war nicht darunter. Erst als der Reporter die Tasse zur Hälfte geleert hatte und noch einmal daran dachte, daß Mandra ihm geraten hatte, auf die Bedingungen des Inders einzugehen, öffnete sich abermals die Tür, und diesmal war es ein Inder, der das Lokal betrat, dicht hinter der Tür stehenblieb und sich dabei suchend umschaute.

Bill hob den rechten Arm und winkte. Der Inder sah ihn, lächelte und ging gemächlich auf Bills Tisch zu. Singal trug einen grauen Mantel, keinen Turban, dafür eine Fellmütze, die besser zu der Kälte paßte.

»Mr. Conolly?« fragte er höflich, verbeugte sich, und Bill stand auf.
»Ja, das bin ich.«
»Mandra Korab wird Ihnen von mir berichtet haben.«
»So ungefähr.« Bill nahm wieder Platz, denn auch der Inder hatte sich gesetzt.
»Sie trinken Tee?«
»Ja, Mister Singal.«
»Ich werde mir auch ein Glas bestellen.«
Das war schnell getan. Der Inder hatte seine Fellmütze abgenommen. Er besaß dichtes, schwarzes Haar, das seidig glänzte. Er trug es streng gescheitelt. Die Stirn wirkte sehr breit, die Nase war schmal, der Mund hatte einen etwas weichen Zug, und die Augen erinnerten den Reporter an dunkle Knöpfe, die tief in die Seele eines Menschen schauen konnten.
Singal bekam den Tee, bedankte sich, rührte ihn um und sprach dabei über die für ihn barbarische Kälte.
»Auch wir sind daran nicht gewöhnt!« erwiderte Bill.
»Das kann ich mir denken.« Er wechselte übergangslos das Thema. »Wissen Sie eigentlich, daß Sie sterben sollen, Mr. Conolly?«
Bill blieb steif sitzen. Er runzelte die Stirn und sagte cool: »Sterben muß doch jeder, nicht wahr?«
»Entschuldigen Sie, aber so meinte ich es nicht. Man will sie schon sehr bald töten.«
»Und wer?«
Singal nahm einen Schluck. »Das ist eben die große Frage. Ich würde sagen, die Tongs.«
»Kali?«
Der Inder nickte. »Ja, sie steckt eigentlich dahinter. Sie und ihre Diener haben Ihnen, Ihren Freunden und Ihren Landsleuten furchtbare Rache geschworen. Es liegt schon etwas zurück, da kamen die Tongs nach London, um hier ihren Terror zu verbreiten. Es ging damals um die lebende Statue der Totengöttin, sie konnte vernichtet werden, das haben Ihnen meine Landsleute nicht vergessen. Sie stehen ebenso auf der Liste wie Ihre Freunde John Sinclair und Suko.«
Bill lehnte sich zurück und zündete sich eine Zigarette an. »Reden Sie weiter, Mr. Singal.«
»Ich bin gekommen, um Sie zu warnen.«
»Vor Kali?«
»Ja.«
»Aber Mandra Korab ist ebenfalls hier. Weshalb hat er sich nicht mit mir in Verbindung gesetzt?«
»Weil er mit John Sinclair spricht. Ich habe übrigens Ihren Freund Suko mitgebracht. Er wartet draußen und deckt uns den Rücken. Wir können nicht vorsichtig genug sein.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Da kommen Sie nach London, warnen mich, was ich ja gut finde, aber ich möchte Sie fragen, was Sie eigentlich mit dieser ganzen Sache zu tun haben.«

»Ich habe ein schlechtes Gewissen.«

Bill lächelte. »Wer hat das nicht?«

»So meine ich das nicht, Mr. Conolly. Ich besitze ein schlechtes Gewissen, weil ich in gewisser Weise das auslösende Moment gewesen bin. Verstehen Sie?«

»Nein.«

»Ich hatte einen Gegenstand, den man mir entrissen hat. Ich bekam ihn von meinem Vater, und der wiederum hatte ihn von seinem Großvater übernommen.«

»Was ist das für ein Gegenstand?«

»Ein Spiegel, Mr. Conolly.«

Bill begriff rasch. »Doch kein gewöhnlicher Spiegel, wie ich annehme?«

»Nein, das nicht.«

»Steckt in ihm Kalis Geist?«

»Ja.«

»Erzählen Sie, Mr. Singal. Es interessiert mich.«

Der Mann aus Indien nickte. »Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, Mr. Conolly. In dem Spiegel steckt Kalis Geist. Mein Großvater war ein weiser Mann, das hat mir mein Vater schon immer erzählt. Er selbst hat den Spiegel hergestellt und wußte auch von dem Bösen, das in dem Glas verborgen war. Aus diesem Grunde hielt er den Spiegel stets versteckt, so daß man ihn nicht finden konnte, wenn man nicht eingeweiht war. Vor seinem Tod vertraute er meinem Vater an, wo sich der Spiegel befand, und der berichtete, als er starb, mir davon. Ich kannte also das Versteck und wußte auch, daß Kalis Diener den Spiegel unter allen Umständen zurückhaben wollten. Ich hätte mir eher selbst die Zunge abgeschnitten, als es ihnen zu sagen, aber sie kannten keine Gnade. Man entführte meine beiden Kinder, schickte mir Finger und noch mehr von ihnen, worüber ich nicht reden will, und machte mich mürbe. Ich verriet das Versteck, aber ich bekam meine Kinder nur noch als Tote zurück. Der Spiegel verschwand. Ich war ein gebrochener und gedemütigter Mann, wußte nicht, an wen ich mich wenden sollte, bis man mir den Rat gab, mich an Mandra Korab zu wenden, einem in unserem Lande sehr geachteten Mann. Ich besuchte ihn, er hörte mir zu, und er baute mich wieder auf. Mit ihm war ich der Meinung, daß wir etwas unternehmen mußten. Wir forschten nach, wo sich der Spiegel möglicherweise befinden könnte, und wir erfuhren, daß er außer Landes gebracht worden war. An einem bestimmten Platz wartet er nun, um seine Magie voll entfalten

zu können. Durch ihn will Kali Rache.«
»Wissen Sie, wo sich der Spiegel befindet?«
Singal nickte. »Ja, ich weiß es. Wie meine Vorfahren, die übrigens den gleichen Namen trugen wie ich, gelingt es auch mir, mich so in Trance zu versetzen, daß mir seherische Fähigkeiten erwachsen. Der Spiegel befindet sich auf der Insel, die angeblich menschenleer ist. Dort wollen sich die Diener der Totengöttin versammeln, um ihre Rache vorzubereiten.«
»Ich denke, die sind in London?«
»Auch, Mr. Conolly. Hier wollten sie die Menschen töten, die ihren Terror damals stoppten.«
»Das ist ihnen ja nicht gelungen.«
»Dagegen waren wir.«
»Wer noch außer Mandra und Ihnen?«
»Mandra hat aus unserer Heimat Männer mit nach London gebracht, die gewisse Schutzfunktionen haben. Leibwächter, wenn Sie so wollen. Sie machen auch Jagd auf die Tongs.«
»Hat man die Killer erwischt?«
»Nein. Wir befürchten, daß sie sich auf die Insel zurückgezogen haben.«
»Wo auch der Spiegel ist?«
»Sehr richtig.«
»Dann ist ja alles klar.«
Singal lächelte etwas verlegen. »Im Moment sieht es so aus, aber Sie unterschätzen vielleicht die Macht des Spiegels. Er besitzt die Kraft des Tigers, und der Tiger ist in meiner Heimat das stärkste Tier, das man sich vorstellen kann.«
»Was bedeutet das genau?«
»Der Tiger kann - zusammen mit Kali - vieles verändern, Mr. Conolly. Er kann, so erzählt es unsere Geschichte, die Welt aus den Angeln heben. Welche Welt nun gemeint ist, ob nur die damals bekannte oder die gesamte, das weiß ich nicht.«
»Was sollen wir dagegenhalten, Mr. Singal?«
»Es gibt nur eine Chance für uns, Mr. Conolly. Wir müssen den Spiegel zerstören.«
»Wir alle?«
»Ja, Mandra, Ihr Freund Sinclair, Suko und ich.«
»Dann steht uns also eine Reise auf die Insel bevor?«
»So ist es.«
»Und wo finde ich die Insel?«
»Sie ist namenlos. Sie wissen ja selbst, daß man sich Inseln kaufen kann. Sie liegt im Atlantik, zwischen Frankreich und Spanien, mehr nach Spanien hin.«
»Ziemlich weit von hier.«

»Wir konnten sie uns leider nicht aussuchen.«

»Und wie kommen wir dorthin? Wenn sie menschenleer ist, wird es vielleicht nur durch ein Boot…«

»Wir fliegen.«

Bill brummte irgend etwas. »Meinen Sie das im Ernst, Mr. Singal? Wo wollen Sie landen?«

»Ich hatte vergessen, Ihnen zu erzählen, daß eine Landebahn existiert. Zwar nicht für einen Düsenjet, aber für eine Propeller-Maschine. Die Landebahn stammt noch aus dem Zweiten Weltkrieg. Die Insel war damals ein Stützpunkt.«

»Ist die Bahn noch in Ordnung?«

»Das hoffen wir.«

Bill schabte sein Kinn. »Ein bißchen viel, das alles. Sie verlangen einiges von mir.«

»Nicht nur von Ihnen, Mr. Conolly. Ihre Freunde sind ebenfalls davon betroffen.«

»Das ist aber ihr Job.« Bill drückte seine Zigarette aus. »Weshalb nehmen Sie mich überhaupt mit? Ich habe mit der Sache doch nicht viel zu tun.«

»Da haben Sie schon recht. Nur möchten wir Sie nicht schutzlos in London lassen.« Singal hob warnend einen Zeigefinger. »Sie stehen unter Beobachtung, Mr. Conolly. So paradox es auch klingen mag, nur auf der Insel sind wir sicher. Noch ist sie die Startbasis für Kalis Aktivitäten. Der Spiegel befindet sich dort und muß zerstört werden, bevor er weiteres Unheil anrichten kann.«

»Das sehe ich ein.« Bill hatte eine Idee. »Kann man die Diener der Göttin Kali an irgendwelchen besonderen Merkmalen erkennen?«

Singal nickte. »Ja, Mr. Conolly, einige von ihnen, vielleicht auch alle besitzen Spiegelaugen. Ein Beweis, daß Kalis Geist in ihnen wohnt. Wenn wir den Spiegel zerstören, ist auch ihre Existenz beendet. Ich weiß nicht, ob sie sterben werden, zumindest sind sie erlöst.«

Der Reporter atmete tief aus. »Das hört sich ja alles unwahrscheinlich an, Mr. Singal.«

»Das ist es bei Kali immer.«

Bill nickte. »Ja, ich habe sie kennengelernt.«

»Sind Sie abkömmlich?«

»Jetzt?«

»Ja.«

Bill dachte an seine Familie, aber die war Überraschungen schließlich gewöhnt. »Wie Sie meinen, Mr. Singal. Wann können wir fliegen?«

Der Inder lächelte. »Es ist einiges vorbereitet, so hoffe ich. Deshalb war es wichtig, mit Ihrem Freund John Sinclair zu reden. Er hat gute Beziehungen.«

»Das stimmt.« Der Reporter winkte dem Wirt, um die Rechnung zu begleichen. Ein paarmal schüttelte er den Kopf. Er kam sich vor wie jemand, den man ins eiskalte Wasser geworfen hatte.

Draußen wartete Suko. Er lächelte Bill knapp an. »Keine besonderen Vorkommnisse«, meldete er und deutete auf den Verkehr, der auf der Fleet Street herrschte.

»Dann können wir gehen«, sagte Singal.

»Und wohin?« fragte Bill.

»Wir fahren zum Airport, denke ich.«

Conolly lachte. »Vorher möchte ich noch meine Familie davon unterrichten.«

»Wenn es sein muß, bitte…«

***

»Mandra! Mandra Korab! Mein Gott, ist es denn möglich!« Die Erleichterung, die ich verspürte, war deutlich meiner Stimme zu entnehmen. Auch der Inder freute sich, auch wenn man es ihm nicht so anmerkte wie mir. Er hatte sich besser in der Gewalt.

Während ich auf ihn zulief, stand er langsam auf. Dann umarmten wir uns, ich klopfte ihm auf die Schulter und schaute ihn an. »Gut siehst du aus, mein Junge. Hast du dich erholen können?«

»Es geht.«

»Und noch immer Ärger mit Kali?«

»Jetzt erst recht. Bitte, John, nimm Platz!« Er deutete auf einen Stuhl, »und entschuldige, daß dich meine Männer etwas ungewöhnlich behandelt haben.«

»Zumindest standen sie mir zur Seite, als man mich attackierte. Jemand wollte mir unbedingt den Kopf einschlagen oder von den Schultern schlagen.«

»Da hast du schon einen Vorgeschmack dessen bekommen, was uns bevorsteht.«

»Und immer noch rätsele ich herum.«

»Was ich verstehen kann.«

Mandra mußte mir eine Erklärung geben. Ich ließ ihm Zeit. Er schaute vor sich auf den schlichten Schreibtisch. Mein Freund trug europäische Kleidung, wenn auch auf seinem dunklen Haar einen kunstvoll geschlungenen weißen Turban. Mandra hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht. Er hätte auch als Filmstar seinen Weg machen können, ähnlich wie der Ägypter Omar Sharif. Nicht wenige Frauen flogen auf den Inder, der ziemlich zurückhaltend war. Wenn es jedoch sein mußte, mauserte er sich zu einem harten Kämpfer.

»Was machen die Dolche?« fragte ich.

»Es gibt sie noch.«

»Das ist gut.«

»Ja, das meine ich auch. Nur habe ich vom Rad der Zeit nichts mehr gehört.«

»Hast du denn danach geforscht?«

»Natürlich, weil ich das Gefühl habe, daß es für uns sehr wichtig werden könnte.«

»Da möchte ich nicht widersprechen.« Ich schlug die Hände zusammen. »Verlassen wir das Gebiet der Spekulationen und kommen wir zu dem neuen Fall. Weshalb hast du mir vorher nicht Bescheid gegeben, daß du dich in London aufhältst?«

»Ich durfte es eigentlich nicht.«

»Das begreife ich nicht.«

»Es ist eine geheime Angelegenheit«, erklärte er mir. »Ich bin offiziell gar nicht hier, ich darf offiziell nicht hier sein, obwohl schon einiges durchgesickert ist, wie der Angriff auf dich beweist.«

»Darüber habe ich mich gewundert.«

»Man will dich töten!«

Ich blieb gelassen und winkte ab. »Das wollen viele.«

»Richtig. Aber diesmal stehen auch Suko und Bill Conolly auf der Liste. Kalis Diener haben ein Instrument der Macht in die Hände bekommen, durch das sie sich schrecklich an den Menschen rächen können, die ihnen Schwierigkeiten bereitet haben.«

»Was ist das?«

»Ein Spiegel!«

Ich hütete mich, darüber eine negative Äußerung zu verbreiten, weil ich selbst schon erlebt hatte, wie wichtig Spiegel sein können. Ich kannte Spiegel, die völlig normal aussahen, tatsächlich aber Tore zu anderen Welten und Dimensionen waren. Das alles hatte ich bereits hinter mir, und nun schien sich wieder so etwas anzubahnen.

»Du denkst nach, John?«

Ich verzog die Lippen. »Ja, in der Tat. Ich überlege, ob Dimensionsreisen und ähnliche Dinge damit verbunden sind.«

»Das ist es nicht.«

»Was macht ihn dann gefährlich?«

Mandra legte seine Hände flach auf die Schreibtischplatte. »Ich würde sagen, es ist Kali.«

»Ach. Gehört ihr der Spiegel?«

»Ja und nein. Zumindest befindet sich ihr Geist darin. Das ist immerhin schon etwas.«

»Sogar etwas viel, meine ich.«

Mandra beugte sich vor. »Es geht also um diesen Spiegel, der eine besondere Geschichte hat, denn seine Fläche wurde aus den Augen eines Killer-Tigers hergestellt.«

»Jetzt hast du mich neugierig gemacht.«

»Du bist glücklicherweise so pünktlich gekommen, daß ich dir die

Geschichte noch erzählen kann. Hör zu…«

Mandra berichtete, und ich hörte von einem Mann, der Singal hieß. Er war ebenfalls Inder und stark in der Tradition verwachsen. Das mußte er auch sein, denn er hatte den Spiegel von seinem Vater geerbt, und dieser wiederum von seinem Vater. Mandra Korab schaffte es auch, mich davon zu überzeugen, daß man aus den Augen eines dämonisch beeinflußten Killer-Tigers eine Spiegelfläche herstellen konnte, sofern sie den Geist der Totengöttin Kali beinhaltete. Ich erfuhr, daß der Spiegel aus Indien fortgeschafft worden war und sich jetzt auf einer Insel befand, die im Atlantik lag, dicht an der spanisch-französischen Küste.

»Dort müssen wir also hin?« fragte ich, nachdem ich den Bericht verdaut hatte.

»Ja.«

»Wo bekommst du ein Flugzeug her? Oder sollen wir paddeln?«

»Keine Sorge, John, ich habe dir von der Landebahn berichtet, die noch auf der Insel existiert. Außerdem nahm ich mir bereits die Freiheit, eine Maschine zu chartern. Sie steht abflugbereit auf dem Londoner Flughafen.«

»Gut gemacht. Nur - wer fliegt?«

»Ich!«

Meine Augen wurden groß. »Du willst fliegen, Mandra? Aber… aber hast du denn?«

»Ich habe einen Pilotenschein«, unterbrach er mich. »Du kannst sofort mit.«

»Toll und mein Chef?«

»Ich nahm mir die Freiheit, John, ihn zu informieren. Er legte den Mantel über diesen Fall, er wird uns decken, soweit wie möglich, denn nicht nur du mußt mit, auch Suko und Bill. Sie alle stehen auf der Liste. Kalis Rache an euch wird furchtbar sein. Ich hätte nicht gedacht, daß der Spiegel einmal eine so große Rolle spielen würde. Aber wir müssen ihn vernichten.«

»Du hast mich überzeugt.« Ich deutete über meine Schulter hinweg, wo die Tür lag. »Was ist mit deinen Leuten, die du mitgebracht hast?«

»Sie werden hier in London bleiben. Ich habe das Haus für eine Woche gemietet.«

»Und der Tote, den wir mitgebracht haben.«

»Er wird so lange aufbewahrt werden, bis wir wieder zurück sind. Das ist alles.«

»Eigentlich müßte ich noch Waffen mitnehmen«, sagte ich leise. »Ich glaube, daß der Würfel und mein Bumerang uns helfen könnten…«

»Hast du dein Kreuz?«

»Natürlich.«

»Das ist wichtig.«

»Wegen der Heiligen Silbe?«
Mandra nickte. »Du hast nichts vergessen, John, ich freue mich darüber, meine aber, daß es allmählich Zeit wird. Wir sollten zum Airport fahren.« Der Inder erhob sich. »Ich sage noch meinen Leuten Bescheid.« Er verließ das Zimmer und ließ mich zurück.
Ich kam mir vor wie eine ferngesteuerte Puppe. So komisch war ich selten in einen Fall hineingestolpert, und ich konnte mir auch nicht vorstellen, daß es uns so leicht gelingen würde, den Spiegel zu zerstören. Schon des öfteren hatte ich die Macht und die Kraft Kalis kennen und fürchten gelernt.
Sie war unbeschreiblich. Das Wort grausam oder schrecklich paßte zwar zu ihr, trotzdem waren die beiden Begriffe noch untertrieben.
Ich verstand diesen Singal nicht, daß er damals aus den Augen eines Tigers den Spiegel hergestellt hatte. Aber das lag lange zurück, und die indische Mythologie beschritt oft recht seltsame Wege.
Mandra kehrte wieder zurück. Seinen Turban trug er nach wie vor und fast die gleiche Lederjacke wie ich. Waffen sah ich keine an ihm, ging jedoch davon aus, daß er nicht »ohne« herumlief.
»Bist du startklar, John?«
»Sicher.« Ich stand auf. Mandra hielt mir die Tür auf. In der Diele stand der Fahrer. Er verbeugte sich vor Mandra und ging schon vor. Von den anderen Männern sah ich nichts.
Mandra Korab sprach noch einige Worte, bevor er ebenfalls das Haus verließ. Ich stand schon draußen, starrte in den Nebel und schüttelte den Kopf. »Hoffentlich können wir starten, Mandra!«
»Das geht schon klar«, beruhigte er mich. »Ich habe am Flughafen angerufen. Dort hat man mit Hilfe der Technik und durch Warmluft den Nebel so weit vertreiben können, daß die Starts und Landungen durchgeführt werden.«
»Und du bist ein guter Pilot?«
Mit seiner Antwort bewies Mandra, daß er auch Humor besaß. »Runter bin ich bisher immer gekommen.«
»Ja, fragt sich nur, wie.«
Der Wagen kam. Es war der gleiche, mit dem man mich hergebracht hatte. Auch jetzt kletterte ich wieder auf die Ladefläche. Mandra tat es mir nach.
»Das ist wirklich wie im Kino, wenn ich einen Film über ein Geheimkommando sehe.«
»Der Vergleich stimmt.«
»Aber weshalb diese Geheimnistuerei?« Ich hielt mich fest, weil der Wagen plötzlich anruckte.
»Weil ich die Menschen nicht in der Angst leben lassen möchte. Kali ist grausam. Sie soll erst keine Chance bekommen, zuzuschlagen. Außerdem sind deine Freunde und du praktisch gemeinsam aus dem

Verkehr gezogen worden. Das sollte möglichst niemand wissen.«
»Dann verstehe ich es.«
Die Fahrt über hingen wir unseren Gedanken nach. Ich fragte einmal: »Es wird Schwierigkeiten geben, nicht wahr?«
»Damit mußt du rechnen. Du kennst Kalis Macht.«
»Haben wir es auf der Insel nur mit dem Spiegel zu tun, oder wimmelt es dort nur so von Kalis Helfern?«
»Ich habe dem Eiland noch keinen Besuch abgestattet, John, aber stelle es dir nicht zu leicht vor.«
»Das glaube ich mittlerweile auch.«
Bis zum Airport hatten wir eine gewaltige Strecke zu fahren. Der Mann am Lenkrad mußte nördliche Umgehungsstraßen nehmen, auch sie waren vom Nebel nicht verschont geblieben.
Es dauerte mehr als eine Stunde, bis wir das Ziel endlich erreicht hatten.
Die Uhr wanderte auf die Mittagsstunde zu. Mandra lächelte beim Aussteigen schmal. »Auf dem Atlantik ist weniger Nebel, habe ich mir sagen lassen«
»Und was berichten die Meteorologen über das Wetter?«
»Regnerisch mit Aufklarungen, gemischt. Aber Temperaturen über dem Gefrierpunkt.«
»Wenigstens etwas.« Auch ich sprang von der Ladefläche. Uns umgab eine unheimliche Nebellandschaft. Die weißgrauen, breiten Bahnen trieben über die Landeflächen, allerdings waren sie nicht so dicht wie in der Stadt selbst. Ich konnte die Landebeleuchtung erkennen und auch den gewaltigen Tower, wo ebenfalls Lichter blinkten.
Vor einem großen Tor trafen wir Suko und Bill. Der Reporter meinte: »Dann wollen wir uns mal wieder gemeinsam durchschlagen.«
Aus dem Hintergrund näherte sich ein zweiter Inder. Ein Mann namens Singal.
Er begrüßte mich, und ich stellte auch keine weiteren Fragen. Wir mußten uns ausweisen, als wir das Gelände betraten. Die Maschine, die Mandra gechartert hatte, stand noch im Hangar. Sie war mit zwei Motoren ausgerüstet. Der Inder führte den Check durch, während wir nahe dem Rollfeld standen und uns unterhielten.
Bill und Suko besaßen den gleichen Informationsstand wie wir. Singal, der möglicherweise mehr wußte, wollte oder konnte nichts sagen. Er hielt sich zurück.
Zehn Minuten später konnten wir das Flugzeug besteigen. Es besaß Platz für zehn Passagiere, also genug. Für eine Ausrüstung hatte Mandra ebenfalls gesorgt. Er hatte Lebensmittel und auch Trinkwasser an Bord schaffen lassen. Keinem von uns war bekannt, welche Verhältnisse wir auf der Insel vorfinden würden.
Wir schnallten uns an. Mandra, auf dem Sitz des Piloten, unterhielt

sich noch mit dem Tower. Wenig später bekam er die Starterlaubnis. Wir rasten in den Nebel. Ich bekam doch leichtes Magendrücken, aber der Start verlief glatt.
Es dauerte nicht einmal lange, bis wir die tiefliegenden Wolken durchbrochen hatten und das strahlende Blau eines unendlich erscheinenden Himmels sahen, auf dem wie gemalt der feurige Sonnenball stand.
Wäre es in den Urlaub gegangen, hätte ich mich gefreut. So aber plagten mich düstere Vorahnungen…

***

Sonne!
Strahlend, herrlich, blendend, aber auch wärmend. Sie begleitete uns den Flug über, und es tat gut, sie zu sehen, nach all der verdammten Kälte, den eisigen Tagen, wo wir fast am Boden festgefroren waren. Kein Nebel mehr, kein Glatteis, die Wolkendecke lag unter uns. Sie sah aus wie ein graues dickes Meer, das bewußt hier oben lag, um das Elend der Städte und der Welt zu verdecken.
Unsere Route war klar. Wir wollten immer über dem Wasser, aber gleichzeitig in Küstennähe bleiben. Wir nahmen den Ausgang des Kanals zum Atlantik hin wahr und flogen so, daß wir die französische Küste im Osten wußten, die allerdings irgendwo unter den Wolken verborgen lag.
Mandra war ein guter Pilot. Er gab sich ruhig und sicher. Als ich auf dem Sitz des Co-Piloten meinen Platz fand, drehte Mandra den Kopf und lächelte mir zu.
»Noch immer überrascht, John?«
»Ja.«
»Ich mußte es einfach tun.« Er winkte ab. »Aber laß uns von etwas anderem reden. Wie geht es Jane Collins?«
»Gut, glaube ich.«
»Das glaubst du?«
»Sie lebt mit Sarah Goldwyn zusammen. Du weißt, wen ich meine?«
»Ja, die Horror-Oma.«
»Richtig.« Ich nickte. »Die beiden verstehen sich ausgezeichnet, trotz des Altersunterschieds.« Da wir Zeit hatten, berichtete ich Mandra, was in den letzten Tagen alles vorgefallen war. Besonders Sukos Schicksal interessierte ihn, denn unser gemeinsamer Freund hatte nach dem Verschwinden seiner Partnerin Shao einiges durchgemacht.
»Und sie ist nur als dieses Phantom erschienen?«
»Ja, Mandra. Shao hat den Ruf der Sonnengöttin erfahren.« Ich hob die Schultern. »Damit haben wir rechnen müssen. Sie wird andere Aufgaben übernommen haben.«
»Wie Myxin und Kara, nicht?«

»Ja, auch der Eiserne Engel. Er ist ebenfalls verschwunden. In einer Pyramide, mit einer Frau…« Ich räusperte mir die Kehle frei. »Momentan ist so ziemlich alles durcheinander.«

»Kommt es in die Reihe?«

»Das hoffe ich stark.«

»Gibt es Anzeichen dafür?«

»Leider noch nicht. Man kann nur spekulieren.«

Mandra lächelte. »Tu das, John.«

»Es ist Theorie. Ich denke da an den großen Wandel. Man hat ja einen Begriff dafür gefunden. New Age. Eine neue Zeitalter-Welle, wenn du verstehst.«

»Ich hörte davon.«

»Esoteriker behaupten, daß sich die Erde alle 2000 Jahre wandelt. Ein neues Bewußtsein entsteht! Wir geraten in das Zeitalter des Wassermanns. Da kann es schon zu gewissen Veränderungen kommen, und es ist ja nicht so aus der Luft geholt. Verfolgt man die Geschichte zurück, so hat es Veränderungen gegeben. Ich denke da an die alten Kulturen des Ostens, wobei ich deinen Kulturkreis mit einschließe, denn viele neue Denkweisen und -ansätze sind damals aus Indien und der Umgebung des Subkontinents gekommen.«

»Da hast du recht.«

Unser Gespräch versiegte, weil wir beide über das Gespräch nachdachten. Trotz aller Umweltbelastungen, trotz vieler Katastrophen war ich dennoch froh, in dieser Zeit zu leben, denn viele Menschen dachten um. Früher schaute man nur aus dem Fenster, heute beginnt die. Menschheit damit, auch durch das Fenster hereinzuschauen, das heißt nach innen zu sehen und sich mit den Kräften zu beschäftigen, die im Menschen selbst stecken. Sie waren bisher noch unerforscht wie der Mars.

Unter der Maschine veränderte sich die Wolkendecke. Sie wurde heller, lockerte auf, manchmal gab es breite Risse, die den Blick in die Tiefe freigaben.

»Position?« fragte ich.

Mandra schaute auf die Instrumente. »Wir haben Brest bereits hinter uns gelassen und fliegen jetzt in den Golf von Biscaya. Eine gute Wetterzone. Ausnahmsweise.«

»Das sehe ich.«

Nicht nur wir beide unterhielten uns, auch Suko und Bill redeten. Wir hatten lange kein gemeinsames Abenteuer mehr erlebt, da gab es einfach viel zu erzählen.

Singal beteiligte sich nicht an der Unterhaltung. Er saß ruhig wie eine Statue auf seinem Sitz, hielt die Augen halb geschlossen und schien in Trance versunken zu sein. Wahrscheinlich meditierte er oder dachte an den Spiegel, den er abgegeben hatte, um das Leben seiner

Kinder zu retten. Er hatte sie nicht retten können. Kali war stärker und auch brutaler gewesen. So etwas konnte ein Mensch nicht leicht verkraften.

Ich stand auf und wanderte zum Heck der Maschine. Bill streckte den Arm aus. »Setz dich zu uns, John. Ich kenne einige neue Witze.«

»Inselwitze?«

Der Reporter lachte. »Auch, aber die erzähle ich erst, wenn wir da sind.«

»Ich schaue mal nach, wie es im Heck aussieht.«

»Da liegen die Fallschirme und die Notausrüstung.«

»Ja, ich weiß.«

Die Schirme waren zusammengefaltet worden. Man brauchte sie nur umzuschnallen und zu springen, wenn es nötig war.

Auf Mandra Korab war eben Verlaß. Der ließ keine Sicherheitsbestimmungen außer acht. Auch den Proviant hatte er gut verpackt. Wasserfestes Segeltuch umschloß die für uns lebensnotwendigen Dinge. Wir wußten ja nicht, wie lange wir uns auf der Insel aufhalten würden. Wir hofften nur, daß wir den Spiegel auch dort fanden, um ihn zerstören zu können.

Je südlicher wir flogen, um so freundlicher wurde das Wetter. Die Temperaturen stiegen. Wir bekamen den Eindruck eines ersten Frühlingshauchs. Meine Laune stieg schlagartig. Ich begab mich wieder zu Mandra und ließ mich auf den leeren Sitz fallen.

»Schau nach Osten«, sagte der Inder, »dann siehst du die Küste.«

Tatsächlich. Aus der Höhe betrachtet, zeichnete sich die Linie nicht klar und deutlich ab, sie »schwamm« im Dunst.

»Zwei Schiffe gerieten ebenfalls in mein Blickfeld. Sie sahen nur fingergroß aus. Wie lange, schätzt du, werden wir noch in der Luft sein?« fragte ich den Inder.

Mandra hob die Schultern. »Vielleicht zwei Stunden.«

»Zeit für ein Schläfchen.«

»Wenn du willst.«

»Ich versuche es. Bis später.« Ich stand auf und ging zum Heck. Bill und Suko lästerten, weil ich die Augen schließen wollte. »Immer die müden Beamten«, hörte ich den Reporter sagen. »Weißt du eigentlich, weshalb Beamte nicht tanzen?«

»Nein.«

Bill grinste mich von unten her an. »Weil es keine Kapellen gibt, die so langsam spielen.«

Ich mußte lachen. Auch der Reporter lachte herzhaft mit, Suko ebenfalls. Dem guten Bill fiel immer wieder etwas Neues ein. Er gehörte zu den Menschen, die Witze auch behielten.

»Gut, nicht.«

Ich schlug ihm auf die Schulter.

»Klar, nur schade, daß ich mich nicht angesprochen fühle. Du hättest mich mal tanzen sehen sollen, als ich befördert wurde.«
»Muß aber schon lange her sein.«
»Leider.«
Ich verzog mich in den letzten Sitz und streckte die Beine aus. Es war nicht sehr laut in der Maschine. Das Material dämpfte die Geräusche der Motoren und der Propeller. Das satte Brummen machte mich schläfrig.
Sehr bald schon fielen mir die Augen zu. Ich träumte von ungemein großen Spiegeln, zwischen denen ich mich befand. Sie alle gaben mein Bild unterschiedlich verzerrt wieder. Ich war mal groß, mal klein, mal breit, dann wieder so verzerrt, daß ich überhaupt keine Ähnlichkeit mehr mit einem Menschen besaß.
Plötzlich schrak ich zusammen und fuhr in die Höhe, weil mich jemand an der Schulter berührt hatte.
»He, aufstehen!«
Suko stand neben mir und faßte noch einmal nach, damit ich auch richtig wach wurde.
Ich rieb mir die Augen. »Ist es schon soweit?«
»Fast. Mach dich fertig, Alter. Los, hoch mit dir! Keine Müdigkeit vortäuschen, bitte sehr.«
»Ja, okay.« Ich quälte mich hoch. Noch fühlte ich mich matt, regelrecht kaputt, aber das legte sich in den folgenden Sekunden, als ich mich reckte und streckte.
»Hallo, Schläfer«, sagte Bill.
»Ich bin wenigstens fit.«
Er lachte. »Dazu brauche ich nicht zu schlafen. Unsereins ist eben immer auf Draht.«
Ich ging zu Mandra. Er nickte mir zu. »Wir werden bald zur Landung ansetzen.«
Mein Blick streifte die Instrumente. Wir hatten tatsächlich schon an Höhe verloren. Die Wasserfläche war bereits als solche zu erkennen. Ich sah den Schlag der Wellen, sie rollten allesamt, wie von großen Händen geschaufelt, in Richtung Strand. Aber ich entdeckte auch einen breiten Fleck inmitten der Wasserfläche.
Der Inder hatte mich beobachtet. »Das ist die Insel.«
»Willst du sofort landen?«
»Nein, wir werden sie zunächst überfliegen, um uns einen Eindruck zu verschaffen.«
»Das ist gut.«
»Außerdem möchte ich die Landebahn sehen. Sie wird im Laufe der Zeit gelitten haben.«
»Hoffentlich gibt es keine Bruchlandung.«
»Deshalb würde ich vorschlagen, daß du dich hinsetzt und

anschnallst, John.«
»Jawohl, Sir!«
Ich nahm meinen Platz ein und schnallte mich an. Mir gegenüber, auf der anderen Seite, saß Singal.
Er beobachtete mich mit düster wirkenden Blicken.
»Ist was?« fragte ich.
Er hob die Schultern. »Wir sollten die Macht der Totengöttin nicht unterschätzen!« flüsterte er.
»Sie besitzt Kräfte, die wir nicht ergründen können.«
»Mal sehen.« Ich hatte jetzt keine Lust, mich in düsteren Prognosen zu ergehen, die würden noch früh genug eintreffen, deshalb schaute ich aus dem Fenster. Die Insel lag als kleiner Fleck im Meer vor uns.
Die Sonne war weitergewandert. Ihre Strahlen fielen schräg auf das Meer. Der Himmel zeigte auch nicht mehr die intensive Bläue. Erste Wolken trieben heran, aber die konnten mich nicht stören. Für mich war es wichtig, daß ich nicht in einen Eiskeller geriet.
Mandra ging tiefer. Der große Wasserteppich geriet in eine größere Unruhe. Die Wellen erinnerten mich jetzt an langgestreckte gläserne Hügel, als sie mit der Dünung des Meeres weiterwanderten.
Die Insel wurde größer.
Eine Landebahn konnte ich nicht entdecken. Hoffentlich existierte sie noch.
Auf einmal war alles anders.
Vielleicht war ich der einzige, der es bemerkte. Die Landebahn war noch vorhanden, aber sie hatte sich stark verändert, denn etwas auf dem Eiland glänzte und schimmerte wie ein gewaltiger Spiegel.
Nicht nur wie ein Spiegel, das war einer.
Kalis Spiegel!
Ich wollte den Freunden Bescheid geben, als uns die Magie des Spiegels voll erwischte.
Zur gleichen Zeit setzten die Motoren aus!

***

Sekundenlang taten wir nichts und mußten erst unsere Überraschung verdauen. Jetzt, wo wir das Geräusch nicht mehr hörten, merkten wir erst, wie still es war, obwohl der Flugwind die Maschine umrauschte.
Bill fand zuerst seine Sprache wieder und auch seinen Humor. »Willst du uns ärgern, Mandra!« rief er nach vorn.
»So bestimmt nicht. Die Motoren sind ausgefallen, tut mir leid. Ich kann daran nichts ändern.«
»Und jetzt?« rief Bill.
»Wir haben ja Fallschirme!« hörte ich Sukos Stimme. Sie klang ruhig wie immer.
»Das nenne ich Vorsorge!« Bill wollte lachen, es blieb ihm im Halse

stecken.

»Holt die Schirme und schnallt sie euch um!« rief Mandra. »Und vergeßt das Versorgungspaket nicht. Ich versuche derweil, uns näher an die Insel heranzubringen.«

»Uns bleibt auch nichts erspart«, stöhnte Bill. »Da freut man sich auf einen ruhigen Flug, und was kommt dabei heraus? - Verdammt auch!«

Singal sagte nichts. Er hielt sich ebenso zurück wie Suko und ich. Wir alle verloren nicht die Nerven. Bill hatte als erster die Fallschirme erreicht und verteilte sie.

»Hat einer besondere Wünsche?« fragte er. Der Reporter hatte sich breitbeinig aufgebaut, um das Gleichgewicht zu halten. Mandra war fast in einen Sturzflug übergegangen.

»Ja«, sagte ich. »Sing noch ein Lied.«

Bill zeigte beim Grinsen die Zähne. »Nur Fliegen ist schöner.«

Ich nahm meinen Fallschirm und schnallte ihn mir um. Einen zweiten brachte ich unter Mühen zu Mandra.

Ich hatte nicht sehr darauf geachtet, wieviel wir an Höhe verloren hatten, aber die Wasserfläche war mittlerweile schon ziemlich nahe herangerückt.

Und ich sah auch die Insel. Von einer Landebahn war nichts zu erkennen, die Reflektionen nahmen uns den größten Teil der Sicht.

Ich hatte Mandra beim Umschnallen des Fallschirms unterstützt. »Lange dürfen wir nicht mehr zögern«, sagte der Inder. »Sonst sind wir zu tief.«

»Wer springt zuerst?« fragte ich.

»Ihr.«

»Gut.«

Ich stieg zum Heck hoch, wo sich auch der Einstieg befand. Wir überprüften gegenseitig den Sitz unserer Fallschirme und waren zufrieden.

»Das habe ich mir immer gewünscht«, sagte Bill. »Mal mit dir zu springen, John.«

»Ich aber nicht.«

»Spielverderber.«

Uns allen war mulmig zumute, auch dem Reporter. Auf seiner Stirn lagen kleinste Schweißperlen.

Singal schwieg. Er stand als letzter in der Reihe und hielt sich an einer Haltestange fest, ebenso wie Suko. Auch wir taten es den beiden Männern nach.

Wir flogen an die Insel heran. Unter uns schälte sie sich aus dem Meer. Noch glitten wir nicht darüber hinweg, aber schon gab Mandra den Befehl zum Ausstieg.

Es war nicht mein erster Sprung, mich hatte auch nicht dieses Angstgefühl überfallen, komisch war mir dennoch zumute, das merkte

ich auch an meinen weichen Knien.

Suko hatte die Verriegelung der leicht gebogenen Tür gelöst und sie aufgeschoben.

Der Flugwind pfiff in die Maschine und preßte sich hart gegen unsere Gesichter. Er nahm mir auch den Atem, der Herzschlag hatte sich beschleunigt, es waren die letzten Sekunden vor dem Sprung, wo jeder irgendwie nervös war, auch ein Profi unter den Fallschirmspringern.

»Raus!« brüllte Bill gegen das Fauchen des Windes. »Abspringen!«

Bill Conolly machte den Anfang. Er trat noch einen kleinen Schritt vor, kippte dann, ich fing noch einen letzten Blick von ihm auf, dann war er verschwunden.

Suko sprang ihm hinterher, Singal folgte. Ich sah, wie Mandra aufstand und auf mich zulief. »Jetzt du, John!« rief er. »Ich werfe den Proviantsack hinterher!«

Ich hob die Hand zum Gruß und stürzte mich ins Leere. Der Schreck preßte mir den Brustkorb zusammen.

Der Wind war stark, auch hier oben lauerte die Kälte. Ich hatte den Mund geschlossen, die Augen ebenfalls und wartete ab, obwohl es mir schwerfiel. Ich mußte zunächst aus dem unmittelbaren Sog der Maschine weg, bevor ich die Reißleine ziehen konnte.

... neun - zehn - elf...

So zählte ich im Geiste mit - und zog. Mit einer kurzen Verzögerung spürte ich den Ruck. Etwas flatterte knatternd über meinem Kopf auf, entfaltete sich zu einem Rechteck, dann bekam ich den Druck und den Gegenzug voll mit.

Irgend jemand schien sich an meine Arme gehängt zu haben, um mich zurückzuhalten. Ich atmete saugend, der Wind fiel mich an, schüttelte mich durch, spielte mit mir, trieb mich zunächst einmal ab.

Ich drehte den Kopf nach links und sah den großen Schatten in der Luft. Es war die führerlose Cessna, die weiterflog. Irgendwann würde sie ins Meer stürzen.

Hoffentlich hatten wir es da besser und landeten auf der Insel. Schräg unter mir schwebten Bill, Suko und Singal. Auch ihre Schirme hatten sich geöffnet. Rote Streifen liefen über die gelbe Fallschirmseide. Sie sahen aus wie Hosenträger.

Mandra Korab hatte es ebenfalls geschafft. Er hing rechts über mir. Als sich unsere Blicke trafen, hob er den rechten Arm und winkte mir zu. Es war alles in Ordnung. Er hatte es auch geschafft, den Proviantsack aus der Maschine zu schleudern. Der Fallschirm hatte sich automatisch geöffnet.

Da mit meinen Freunden alles klar war, konnte ich mich auf das Ziel konzentrieren. Wir waren günstig abgesprungen, so daß der Wind auf die Insel zutrieb.

Schaute ich schräg in die Tiefe, so nahm sie fast mein gesamtes

Blickfeld ein. Sie besaß weiße Ränder, und zwar dort, wo die Brandung gegen die Felsen schäumte.

Da gischteten lange Schaumstreifen in die Höhe. Spritzwasser, leuchtete im Licht der Sonnenstrahlen - und natürlich der Spiegel. Der Fleck war nicht zu übersehen, doch er kam mir jetzt wesentlich kleiner vor, als aus dem Flugzeug betrachtet.

Konnte er sich größenmäßig verändern?

Wenn er sich beliebig ausdehnte, um seine magischen Kräfte zu entfalten, sah es ziemlich schlecht aus. Da besaß er mehr Macht, als ich angenommen hatte.

Mein unangenehmes Gefühl hatte mich nicht getäuscht. Wir würden Ärger bekommen.

Der Wind trieb uns weiter. Er war zwar kalt, aber nicht eisig. Hier, im südlichen Frankreich, lagen die Temperaturen Anfang Februar eben höher als in London. Profis unter den Fallschirmspringern fallen nicht einfach in die Tiefe. Sie steuern, bevor sie die Reißleine ziehen, mit dem ganzen Körper.

Das konnten wir nicht. Zum Glück trieb uns der Wind in die richtige Richtung, wo der Spiegel wartete.

Schon jetzt sah ich die Hügel, die kleinen Plateaus, auch den Bewuchs, die Felsen. Sie wechselten sich in einem kunterbunten Durcheinander gegenseitig ab. Nur eine Landepiste konnte ich nicht entdecken. Wahrscheinlich war sie im Laufe der Zeit überwuchert worden. Das hätte eine schöne Bruchlandung gegeben.

Ich trieb relativ ruhig dem Ziel entgegen und beschäftigte mich bereits mit dem Gedanken, wie es unter Umständen weiterging. Befanden sich Menschen auf der Insel? Vielleicht die Diener der Totengöttin, die den Spiegel auf das Eiland geschafft hatten.

Wenn sie bewaffnet waren und wir ihnen entgegenschwebten, konnten sie uns leicht mit Kugeln bestücken. Der Gedanke daran war mir mehr als unangenehm.

Manchmal schaute Suko zurück. Auch Bill drehte den Kopf. Ich glaubte sogar, ihn grinsen zu sehen.

Über der Insel kreisten auch Wasservögel. Sie wunderten sich bestimmt über uns.

Der Spiegel befand sich dort, wo das Gelände allmählich bergig oder felsig wurde. Er lag dort wie ein rundes Auge, das in die Höhe zu glotzen schien.

Von einer abstrahlenden Magie spürte ich nichts, dafür etwas anderes. Die Kraft erfaßte Bill, Suko und auch Singal. Es war kein Wind, trotzdem wurden sie abgetrieben, und ich konnte beobachten, wie sich der Spiegel allmählich vergrößerte, als wären unsichtbare Hände dabei, die Fläche in alle vier Richtungen zu ziehen.

Ein Vorgang, der mir bitter aufstieß. Er ließ darauf schließen, daß

wir nicht nur an einer bestimmten Stelle landeten, sondern in die Spiegelfläche hineintauchten.

Möglicherweise war er sogar das Tor zu einer anderen Dimension. So falsch hatte ich mit meiner Vermutung auch nicht gelegen.

Die Spannung nahm zu, auch die Bedrückung. Bill und Suko versuchten vergeblich, der Spiegelfläche zu entkommen. Sie steuerten, sie lenkten gegen, aber die Fläche ließ sie nicht aus ihrem Bann.

Sie zog die drei Männer an wie ein Magnet.

Singal tat nichts. Fatalistisch fügte er sich. Es gehörte zu seiner Mentalität, den anderen Kräften zu gehorchen und sich nicht gegen sie zu stellen.

Es waren nur mehr ein paar Meter, dann hatten die Männer die Fläche erreicht. Suko hatte während des Flugs ein wenig aufgeholt. Er befand sich mit Bill ungefähr auf einer Höhe. Sie flogen auch nicht weit voneinander getrennt. Dabei unterhielten sie sich mit lautstarker Stimme. Was sie sagten, konnte ich nicht verstehen. Wahrscheinlich suchte jeder von ihnen nach einer Möglichkeit, diesem Bann zu entkommen.

Es klappte nicht.

Ich mußte ebenso zuschauen wie der über mir treibende Mandra Korab. Der Vorgang lief mit einer unheimlich wirkenden Lautlosigkeit ab. Es war genau zu erkennen, daß Suko, Bill und Singal die Spiegelfläche fast gleichzeitig berührten.

Jetzt hätten sie sich eigentlich abrollen müssen, um wieder auf die Beine zu kommen.

Das geschah nicht.

Sie sanken ein.

Sehr langsam, aber schneller als bei einem Sumpf. Als wären sie in weichen Pudding gefallen, so griff die Spiegelfläche nach ihnen und zog sie vor unseren entsetzten Augen in eine wahrscheinlich andere Welt oder fremde Dimension.

Als letzter verschwand Bill. Er drehte sogar noch den Kopf. Ich glaubte sogar, den Schrecken auf seinen Zügen zu sehen, dann war auch er verschwunden.

Suko, Bill und Singal - es gab sie einfach nicht mehr.

Und wir? Ich schaute Mandra an.

»Keine Chance, John!« hörte ich ihn rufen. »Ich weiß nicht, wie ich dagegen ankämpfen soll. Du vielleicht?«

»Nein!«

»Dann werden wir den dreien folgen.«

Er hatte recht. Ich blickte abermals in die Tiefe. Der Wind hatte mir das Wasser in die Augen getrieben, sie tränten und produzierten dabei auch einen Schleier, der meine Sicht trübte.

Aber was ich dort unten wahrnahm, war keine Täuschung. Die

Spiegelfläche war zwar noch vorhanden, doch sie schrumpfte allmählich zusammen, so daß dort, wo sie sich noch vor Sekunden ausgebreitet hatte, der nackte, felsige Boden zum Vorschein kam.

Wieso geschah dies? Wollte uns der Spiegel nicht?

Er schrumpfte weiter. Je näher wir ihm kamen, um so mehr verkleinerte er sich. Ich kannte seine ursprüngliche Größe nicht, glaubte jedoch, daß er darauf zurückschrumpfen würde.

Bald sahen wir ihn nicht mehr. Vorsprünge verdeckten ihn. Mir kam es vor, als wäre er in einem Krater verschwunden, um nicht mehr zu erscheinen.

Selbstverständlich bereitete mir das Verschwinden meiner Freunde große Sorge, aber darauf konnte ich mich nicht konzentrieren, jetzt war die sichere Landung wichtiger.

Wo würden wir aufkommen? Hoffentlich an einer ebenen Stelle. Der Proviantsack überholte mich.

Schon wenig später landete er auf einem schräg abfallenden Hang, überrollte sich dort und blieb nur liegen, weil sich die Leinen des Fallschirms an großen Steinbrocken »festklammerten«.

Auch ich trieb auf den Hang zu. Verdammt schnell, viel zu schnell, und ich bekam allmählich Herzrasen. Die Oberfläche war nicht glatt. Steine und Büsche klammerten sich an ihr fest. Ich lenkte gegen, wollte weiter nach rechts kommen, wo der Hang ein Ende fand, doch der Wind spielte mir einen Streich, weil er aus dieser Richtung wehte und mich nach links trieb.

Die Steine wuchsen. Ihre unebenen Muster schienen zu Gesichtern zu werden, die mich zur Begrüßung höhnisch angrinsten. Es war nicht mehr zu schaffen. Jetzt blieb mir nur die Hoffnung, daß ich ohne Verletzung runterkam.

Die letzten Meter…

Dann der Kontakt. Trotz der Schräge versuchte ich es wie die Fallschirmspringer zu machen und aus der Landung in eine Laufbewegung zu gelangen.

Das klappte nicht. Es lagen einfach zu viele Hindernisse im Weg. Ein Windstoß packte noch einmal den Schirm, riß ihn zur Seite und mich von den Beinen.

Ich fiel auf die rechte Seite, rollte mich noch über die Schulter ab und geriet auf der schrägen Fläche ins Rutschen, wobei ich Steine und anderes Kleingeröll mitzog.

Glücklicherweise trug ich dicke Kleidung, die sehr widerstandsfähig war. Ich blieb unverletzt, konnte die Arme ausstrecken und mich schließlich an einem schräg wachsenden Busch festhalten, der sich zwar bog, aber nicht knickte.

Geschafft!

Langsam zog ich mich höher an den Busch heran, setzte mich hin

und löste den Schirm. Ein Windstoß nahm mir die Arbeit ab, indem er ihn weiterschob.

Tief atmete ich durch. Herz- und Pulsschlag hatten sich in den letzten Minuten beschleunigt. Nur allmählich kam ich wieder zur Ruhe und schaute mich auch nach Mandra Korab um.

Ihm war es gelungen, weiter oben zu landen, wo das Gelände flacher war. Von dort winkte er mir zu. »Alles klar, John? Keine Verletzungen?«

»Nein.«

»Kannst du den Proviantsack holen?«

»Okay.«

Er lag nicht weit entfernt. Ich hakte die Fallschirmleinen vom Felsen los und zog den schweren Sack hinter mir her, als ich den Hang hinaufstieg.

Mandra kam mir entgegen. Zu zweit verrichteten wir das letzte Stück der Transportarbeit und blieben dort Kokken, wo der Inder auch sicher gelandet war.

Er schaute mich an.

Ich hob die Schultern. »Sorry, Mandra, erwarte von mir keine Erklärung. Ich habe sie nicht.«

»Der Spiegel hat die Drei aufgesaugt«, flüsterte er. »Meine Güte, wie war es möglich?«

»Weißt du das nicht?«

»Nein, ich bin noch, nicht hinter seine Geheimnisse gekommen. So leid es mir tut.«

»Wir müssen ihn suchen.«

»Sicher, nur kann er überall sein. Und die Insel ist größer, als sie von der Höhe aussah.«

Da hatte der Inder recht. Ich ließ meine Blicke in die Runde schweifen, um möglichst alles zu erfassen. Die Insel besaß nicht sehr viel Vegetation. Wenn Wald oder Gestrüppgürtel vorhanden waren, lagen sie höchstens in den Mulden und Tälern. Unwegsames Gelände überwog. Das Meer sahen wir nicht überall, weil uns mauerartige Felsformationen den Blick nahmen.

»Die Frage ist, wo wir mit der Suche beginnen«, sagte ich zu Mandra. »Weißt du noch, wo der Spiegel verschwand?«

Er deutete gegen die das kleine Plateau begrenzende Felswand, die sich im Westen zu einem Geröllhang senkte, so daß wir dort aufsteigen konnten. »In dieser Gegend.«

Ich stimmte ihm zu, stand auf und ließ mir den Wind ins Gesicht wehen. Ich schaute auch gegen den Himmel, der von einem weißgrauen Wolkenmuster gezeichnet wurde. Das roch nach Regen. »Mandra, du bist ein Mensch, der aus einem anderen Kulturkreis stammt. Was hat es mit dem Spiegel auf sich? Ist er ein Tor?«

»Jetzt bin ich davon überzeugt.«
Ich drehte mich wieder um. »Und zu wem? Zu Kali? Wenn ja, wären unsere Freunde in ihrem Totenreich gefangen.«
»Davon könnten wir ausgehen.«
Ich ballte die Hand. »Du hast davon nichts gewußt und auch nichts gemerkt?«
»Nein. Du müßtest mich kennen, John. Ich hätte sonst anders reagiert. Möglicherweise war ich zu voreilig. Ich habe mich auf Singals Aussagen verlassen. Er hat mir die Funktion des Spiegels und seine Herkunft erklärt. Da mußte ich einfach handeln. Ich habe mein Leben dem Kampf gegen die Dämonen und finsteren Götter geweiht. Da steht Kali an erster Stelle. Das wird auch wohl so bleiben.«
»Sorry.« Ich schlug ihm auf die Schulter. »Ich habe dir keine Vorwürfe machen wollen. Aber verstehe auch mich. Ich weiß nicht, wo vorn oder hinten ist.«
»Klar. Jetzt laß uns den Spiegel suchen!«
Wir blieben auf dem flachen Gelände, bis wir den Hang erreichten, der dorthin führte, wo wir die große spiegelnde Fläche aus der Luft her gesehen hatten.
Der Hang zog sich doch länger hin, als wir angenommen hatten. Zudem war er schwer zu begehen.
Zu viele Hindernisse mußten überstiegen werden. Ein böiger Wind fuhr uns in die Seite und spielte auch mit den grauweißen Wolken am Himmel.
Soweit ich bisher hatte erkennen können, war die Insel bis auf Mandra und mich menschenleer. Das brauchte nichts zu sagen. Kali konnte ihre Diener in Verstecken untergebracht haben.
Direkten Kontakt mit dem Grauen oder dem kalten Horror der Totengöttin hatten wir bisher noch nicht gehabt. Aber das konnte sich blitzschnell ändern. Mandra und ich gingen davon aus, daß wir unter heimlicher Kontrolle standen.
Der Hang zog sich länger hin, als es zu Beginn ausgesehen hatte. Mandra trug noch das Funkgerät bei sich, das sich ebenfalls im Proviantsack befunden hatte. Es war sehr leistungsfähig, wir würden auch in einem großen Umkreis gehört werden können.
In den letzten kalten Wochen hatte ich lange nicht mehr so geschwitzt wie bei diesem Marsch. Ich war die Eiseskälte in London gewöhnt, hier lagen die Temperaturen über dem Gefrierpunkt, so daß mein Laufen über den Hang anstrengte.
Mandra trat kraftvoller und zügiger durch als ich. Er erreichte das Ende auch als erster, wartete auf mich, und gemeinsam blickten wir uns in der neuen Umgebung um.
Ich erinnerte mich an die ersten Aufnahmen, die damals vom Mond gemacht worden waren. So ähnlich sah es auch in unserer Umgebung

aus. Ein wildes Gebiet, zwar nicht unbedingt hügelig, mehr eben, aber mit Kratern und Mulden übersät.

Es gab wenig Pflanzenwuchs. Wenn ja, dann dürre Wintergrashalme, die so aussahen, als würden sie jeden Augenblick abfallen.

Hier irgendwo hatten wir den Spiegel gesehen. Jetzt standen wir in der Öde, vernahmen das ferne Rauschen der Brandung und lauschten dem über die Insel wehenden Windgeräuschen.

Für einen Moment dachte ich auch an das Flugzeug. Wir hatten nicht gesehen, wie es ins Meer gestürzt war. Mandra hatte den Kurs noch ändern können, damit die Maschine nicht auf die relativ nahe liegende Küste zujagte.

»Wir sind allein«, sagte der Inder. »Dennoch habe ich den Eindruck, beobachtet zu werden. Kali ist hier. Nicht sie persönlich, aber ich spüre ihren Geist.«

»Im Spiegel gefangen?«

»Die Frage kann man so nicht stellen. Ich glaube nicht, daß er im Spiegel gefangen ist. Kali läßt sich nicht fangen. Wenn sie sich eingesperrt fühlt oder sich einsperren läßt, dann aus freien Stücken. Ich habe sie lange genug studiert, habe mich mit ihr beschäftigt und kenne sie noch besser als Parwati, Schiwas Gemahlin. Solange sie ihre Kette besitzt, wird sie ihre Macht weiter ausdehnen können, wie eben die Fläche des Spiegels.«

Mandra hatte die Worte gesprochen. Sein Gesicht war dabei unbewegt geblieben. Ich kannte ihn gut genug. In seinem Innern mußte ein Orkan toben, aber er beherrschte sich. Möglicherweise machte er sich auch Vorwürfe, daß unsere drei Begleiter verschwunden waren. Nur hatte es keinen Sinn, uns mit fruchtlosen Diskussionen die Zeit zu stehlen. Wir mußten etwas unternehmen.

»Den Spiegel!« erinnerte ich meinen Freund. »Wir müssen ihn finden, Mandra.«

»Natürlich, entschuldige. Ich war mit meinen Gedanken zu weit fort in der Vergangenheit.«

»Wie würde es weitergehen, wenn wir ihn gefunden hätten?«

»Wir können ihn nicht einmal zerstören«, sagte Mandra. »Dann wäre das Schicksal unserer Gefährten besiegelt.«

»Richtig. Aber wir könnten ihm die Kraft nehmen. Ihn beschwören, das Unheil hervorholen.«

»Und wie?«

»Das weißt du selbst.« Ich lächelte. »Aber wie ich dich kenne, wagst du die Möglichkeit kaum auszusprechen. Die Heilige Silbe auf meinem Kreuz ist es.«

»Ja.«

»Somit wären wir nicht ganz ohne Hoffnung.« Ich wunderte mich über Mandra. So kannte ich ihn eigentlich nicht. Er war ein Mann, der

kämpfte, doch diesmal schien er mir deprimiert zu sein. Ich wagte nicht, nach dem Grund zu fragen, er mußte dies mit sich selbst ausmachen. Daß etwas nicht stimmte, lag auf der Hand.

»Es wird bald dunkel«, flüsterte Mandra. »Laß uns mit der Suche beginnen.«

Ich hatte nichts dagegen und schaute noch zu, wie Mandra das Funkgerät hinter einem Busch verbarg. Wir teilten uns die Aufgabe und suchten die Umgebung von zwei verschiedenen Seiten, ab, wobei wir eine große Zange bildeten.

Krater, kleine Mulden, Steine, leichte Hänge, alles noch sehr flach und fast ohne Bewuchs. Wo es feucht war, hatten sich Moose und Flechten gebildet. Sie klammerten sich an dem Gestein fest.

Mich interessierten besonders die flachen Mulden. In ihnen konnte man einen Spiegel verbergen, aber ich hatte Pech, alles sah völlig normal aus. Nichts wies auf ein Einwirken der Totengöttin hin.

Um Mandra zu sehen, mußte ich nach links schauen. Manchmal zeichnete sich seine Gestalt scharf gegen die übrige Umgebung ab. Wenn er mich sah, winkte er zumeist ab, als hätte er auch noch nichts erreicht. Mittlerweile sanken unsere Hoffnungen, und ich wollte schon vorschlagen, ein anderes Gebiet abzusuchen, als der Wind Mandras Ruf zu mir hintrug.

»John, ich…«

Mehr konnte er nicht sagen. Ich rechnete mit einer Gefahr, drehte mich nach links und jagte los.

Mit gewaltigen Sprüngen hetzte ich über das mit Mulden und Stolperfallen bedeckte Gelände. Ich bekam Angst um Mandra. Sein Ruf hatte sich mehr nach einem Hilfeschrei angehört. An manchen Stellen war das Gelände glatt. Besonders dort, wo wenig Sonne hinkam.

»Mandra!«

Ich bekam auf meinen Ruf hin keine Antwort. Das bereitete mir Angst. Wahrscheinlich war er nicht in der Lage, etwas zu sagen. Seine Vorahnungen mußten eingetroffen sein. Wir befanden uns bestimmt nicht allein auf diesem Eiland im Meer.

Ich erreichte ungefähr die Stelle, wo Mandra geschrieen hatte. Geduckt hetzte ich noch einige Schritte weiter, stand dann vor einer kleinen Geländeschüssel und bekam große Augen.

Von Mandra entdeckte ich keine Spur.

Dafür sah ich etwas anderes.

Vor mir stand Kalis Spiegel!

***

Er sah völlig normal aus. Die Fläche befand sich in einem ovalen Holzrahmen, sah zwar hell aus, aber sie gab mein Spiegelbild nicht zurück. Zudem wollte ich sie nicht als so glatt bezeichnen, wie sie bei

einem normalen Spiegel gewesen wäre. Auf der Silberfläche entdeckte ich kleine Einschüsse, so wie bei manchen Steinen die Metallverbindungen durchschimmerten.

Damit der Spiegel nicht umkippen konnte, stand der Rahmen mit seinem Unterteil auf einem kantigen Stein. Er gab dem Spiegel genügend Halt. Ich näherte mich ihm sehr vorsichtig, mein Blick blieb auf der Fläche haften, in deren Mitte ich plötzlich eine Bewegung sah.

Zuerst glaubte ich noch an eine Täuschung, bis ich erkannte, daß sich dort - wenn auch sehr schwach - ein Gesicht abzeichnete. Das Gesicht eines Mannes, der mir gut bekannt war.

Mandra Korab!

In meinem Innern schien etwas zu verbrennen. Die Hitze flutete durch den gesamten Körper. Ich spürte den Schwindel, der mich wanken ließ und war für einen Moment deprimiert, denn nun stand ich allein auf weiter Flur. Die Totengöttin hatte es geschafft, mir auch den letzten Helfer zu nehmen.

Jetzt konnte sie mit mir abrechnen.

Ich ballte die Hände. Ein Zeichen ohnmächtiger Wut. Für einen Moment überkam mich der Gedanke, einfach in den Spiegel hineinzutreten und ihn zu zerstören.

Ich ließ es bleiben.

Mandra hatte von der Heiligen Silbe gesprochen. Noch zögerte ich, mich des Kreuzes zu bedienen.

Das Aussprechen der Heiligen Silbe bedeutete gleichzeitig eine große Gefahr für denjenigen, der sie sagte. Kein Unwürdiger durfte sie sprechen, nur jemand, der sich in höchster Gefahr befand, durfte sie über die Lippen bringen.

Ich atmete die kalte Luft ein. Über mir schwebte der wolkengraue Himmel. Unbeweglich stand der Spiegel. Er hatte Mandra zu sich geholt. Wie dies geschehen konnte, war mir unklar, ebensowenig wie mir nicht bekannt war, wo meine Freunde sich befanden.

In einer anderen Dimension, in einem fernen Reich, das mit nichts zu vergleichen war.

Kalis Reich…

Ich trat so nahe an den Spiegel heran, daß ich ihn mit den Fingerkuppen berühren konnte. Sehr leicht strich ich darüber hinweg, fast streichelnd. Die Fläche selbst fühlte sich warm an, als wäre sie von innen geheizt worden.

Ansonsten erlebte ich keine Reaktion. Kali hielt ihre Magie mir gegenüber zurück.

Noch zurück, denn als ich den Spiegel nicht mehr berührte und wieder vorging, tat sich etwas in der Fläche. Für mich sah es so aus, als würde etwas aus der Tiefe hervorsteigen. Irgendwo in einer anderen Dimension, zwischen Zeit und Raum, für Menschen nicht

berechenbar und unfaßbar, hatte sich etwas gebildet.
Wesen - Menschen…
Gesichter formten sich so, daß ich sie genau erkennen konnte. Drei Frauen und ein Mann.
Bleiche Gesichter, keine Totenfratzen. Große Augen, schreckensstarr, aufgerissene Mäuler und eine straff gespannte Haut über den Knochen der Gesichter.
Die Gesichter blieben nicht starr. Sie bewegten sich. Die Lippen schlossen sich wieder, öffneten sich, formulierten Worte, die ich allerdings nicht verstehen konnte.
War es eine Botschaft? Und wer waren diese Personen? Diener der Totengöttin oder waren es Gefangene?
Sie trieben innerhalb der Spiegelfläche. Manchmal waren sie sehr deutlich und auch konturenscharf zu erkennen, dann verschwanden sie weiter im Hintergrund und lösten sich auf.
Nichts mehr zu sehen, die glatte Spiegelfläche lag vor mir. Ich strich noch einmal mit den Fingerkuppen darüber. Es gelang mir auch nicht, in die Fläche einzutauchen, wie ich es schon bei anderen Dimensionsspiegeln erlebt hatte.
Mich wollte er nicht.
Dafür geschah wieder etwas. An seiner Rückseite sah ich die feinen Schleier in die Höhe steigen.
Dünn und blaugrau wie Zigarettenqualm, sehr fein und schnell wieder zerfasernd.
Eine Erklärung hatte ich nicht dafür. Ich wußte auch nicht, ob es sich dabei um magischen Rauch oder um eine feinstoffliche Plasmawolke handelte, jedenfalls hielt ich mich bereit, gegen plötzlich auftretende Gefahren anzukämpfen.
Der Rauch verschwand. Er trieb sehr langsam dem Rand der Schüssel entgegen, kroch darüber hinweg, wurde vom Wind erfaßt und weiter davongetrieben.
Das alles war ohne ein einziges Geräusch abgelaufen. Nur der Wind umwehte mich, und als Klang im Hintergrund vernahm ich das leichte Rauschen der Brandung.
Bis zu dem Augenblick, als ich Schritte vernahm.
Nicht nur an einer Seite der kleinen Mulde, die Trittgeräusche drangen aus vier verschiedenen Richtungen an meine Ohren.
Ich dachte sofort an die Gesichter und stellte automatisch eine Verbindung her.
Sofort verließ ich die Schüssel, baute mich an deren Rand auf und erkannte was sich da ereignet hatte.
Es waren die Personen, die ich in der Spiegelfläche entdeckt hatte. Drei Frauen und ein Mann.
Doch sie hatten sich auf eine grausame Art und Weise verändert…

***

Aus ihnen waren Monstren geworden. Diener der Totengöttin Kali. Lebende Tote, blutverschmiert, mit zerschnittenen Gesichtern und Kehlen sowie rot befleckten Haaren.

Furchtbare Gestalten, die Angst in mir hochschießen ließen. Ihre Kleidung war zerfetzt und an vielen Stellen so eingerissen, daß die Haut durchschimmerte. Wo keine Blutkruste lag, da besaß sie eine weißbläuliche Farbe, als hätten sich dort Flecken gebildet.

Von vier Seiten näherten sie sich mir. Es war klar, daß sie auch mein Leben wollten.

Ich lief ein Stück zur Seite, um eine gewisse Rückendeckung zu haben. Dabei passierte ich eine blonde Frau, deren Gesicht von einem Messerschnitt gezeichnet worden war. Sie kümmerte sich nicht um mich, die vier Personen gingen auf die kleine Mulde zu, wo der. Spiegel stand. Sie rutschten über den Rand, schauten dann in die Fläche, und ich blickte aus der Höhe zu.

Diesmal blieb sie nicht glatt. Wieder tauchten aus der Tiefe die Gesichter auf. Es waren die der vier so fürchterlich aussehenden Gestalten. Doch die Gesichter im Spiegel zeigten sich so, wie sie einmal gewesen waren. Er hatte sie als Lebende dort eingefangen.

Konnten diese untoten Wesen oder Diener der Kali überhaupt etwas empfinden? Wenn ja, mußte dies schrecklich sein, sich selbst im Spiegel so zu erkennen, wie man einmal ausgesehen hatte.

Nebeneinander standen sie. Schauten in die Gesichter, die sie einmal gehabt hatten, und drehten sich plötzlich zu mir um.

Ich wartete, meine rechte Hand lag auf dem Griff der Beretta. Silberkugeln gegen die Monstren.

Würden sie ausreichen?

So einfach war es nicht. Niemand hatte etwas dazu getan, aber der Spiegel kippte plötzlich nach hinten.

Geräuschlos schlug er auf den Boden, und er vereinigte sich mit der Oberfläche.

Gleichzeitig breitete er sich aus. Zum erstenmal sah ich etwas von seiner starken Magie, von der unheimlichen Kraft, die ihm die Totengöttin Kali gegeben hatte.

Vor meinen Augen verwandelte sich der Spiegel in ein gewaltiges Meer. Eine breite, lange, auch glitzernde Fläche, wie wir sie schon einmal aus der Höhe her gesehen hatten. Sie schien überhaupt kein Ende nehmen zu wollen, es gab auch für sie keine Hindernisse, denn über alle Unebenheiten kroch sie hinweg.

Die vier Menschen standen jetzt auf der Fläche. Sie hatte sich unter ihre Schuhe geschoben, ohne daß sie die Beine hätten anheben müssen. Normalerweise hätten sich die Gestalten auf der Fläche spiegeln müssen. Das war nicht geschehen. Sie warf kein Bild zurück,

möglicherweise verschluckte sie diese auch.

Und doch entstand etwas.

Es wirkte wie ein verlaufenes Gemälde, sehr breit, auch sehr groß, streifig und strähnig, zitternd, sich formend, zu einem Oval werdend, das jedoch Inhalt bekam.

Ein Gesicht entstand innerhalb der Fläche. Riesig, unheimlich und mir zeigend, wer hier das Sagen und die Kontrolle hatte.

Kali kam!

Sie besaß viele Namen, auch zahlreiche Gestalten, aber hier erschien sie in der schrecklichsten, die man ihr gegeben hatte und die man sich vorstellen konnte.

Ein scheußliches Monstrum, ein Alptraum mit schwarzem Gesicht, vier Armen, roten Augen und Handflächen, verfilzten, blutbefleckten Haaren und einer Halskette aus Menschenköpfen.

So hatte die indische Mythologie sie immer beschrieben, so trat sie auf, wenn sie töten wollte, und so kannten sie ihre Diener, denn die vier Personen, die sich vor dem Gesicht aufhielten, fielen vor ihr in die Knie, um ihr Dankbarkeit zu demonstrieren.

Ich dachte über den Grund nach, weshalb Kali erschienen sein konnte. Sie wollte etwas damit erreichen, und da gab es eigentlich, nur eine Antwort für mich.

Rache an der Person zu nehmen, die ihr schon einige Niederlagen bereitet hatte.

Das war ich!

Die vier Diener der Totengöttin erhoben sich wieder mit ungelenken Bewegungen. Sie standen da, drehten sich gemeinsam um und richteten ihre blutverkrusteten Gesichter mir zu.

Der Spiegel breitete sich nicht mehr weiter aus. Er hatte mittlerweile seine volle Größe erreicht.

Auch Kali hielt sich zurück, aber ihr Bild blieb. Wahrscheinlich sollte es die Diener unterstützen, die gemeinsam und zugleich ihre Arme mir entgegenstreckten und die Zeigefinger krümmend bewegten.

Ich kannte das Zeichen.

Sie wollten mich bei sich haben.

»Gut, Freunde!« flüsterte ich und nickte. »Ich werde zu euch kommen…«

***

Bill Conolly, Suko und Singal hatten alles versucht, um der Spiegelfläche zu entkommen. Es war ihnen nicht möglich gewesen, sich so zu lenken, daß sie zur Seite treiben konnten. Sie wurden förmlich angezogen wie von einem Magnet.

»Verdammt!« schrie der Reporter dem neben ihm schwebenden Inspektor zu. »Da ist nichts zu machen.«

»Ich weiß!« keuchte Suko.
»Kannst du nichts…?«
»Was denn? Wenn ich den Stab einsetze, haben wir fünf Sekunden gewonnen, hängen aber noch immer fest.«
»Das ist es ja.«
Singal sagte nichts. Er trieb ebenfalls auf die Fläche zu, allerdings mehrere Meter von den beiden Freunden entfernt. Auch sein Blick war auf das Ziel gerichtet, hin und wieder bewegten sich die Lippen, als würde er sich durch flüsternde Worte selbst Mut einflößen.
»Das ist Kalis Rache!« rief Bill und lachte rauh. »Verflucht, sie hat genau gewußt, was sie tat. Und wir sind auf sie hereingefallen.« Bill wollte zu John Sinclair und Mandra Korab schauen, die das Flugzeug ebenfalls verlassen hatten, aber noch hoch über ihnen schwebten, zusammen mit dem Proviantsack.
»Die werden später eintauchen«, sagte Suko. »Gib jetzt acht, Bill. Es sind nun noch einige Meter.«
»Und ob.«
Es kam dem Reporter vor, als würde er auf dem letzten Rest der Strecke viel schneller in die Tiefe gleiten. Sicherheitshalber spreizte er die Beine, um Standfestigkeit zu bekommen, aber das hätte er sich sparen können.
Den ersten Kontakt spürte er, wie ein kurzes Vibrieren, das bis zu seinen Knien lief, dann sackte er ein.
Der Spiegel schluckte ihn.
Bill bekam Herzrasen. Er hatte seine Beine verschwinden sehen, die Oberschenkel waren plötzlich nicht mehr da. Sekunden später steckte er bis zu den Hüften im Spiegel, während die anderen beiden neben ihm auch gelandet waren und ebenfalls von dieser unheimlichen Fläche verschluckt wurden.
Die Brust, der Hals, dann der Kopf.
Bill riß noch einmal den Mund auf, in seinen Augen leuchtete Panik, er wollte auch schreien, doch das spiegelnde Tor schnappte zu und ließ ihn nicht mehr los.
Die Männer sackten ab in eine andere Welt. In das Reich der Totengöttin Kali, in die unheimliche Dimension, von der in zahlreichen Legenden berichtet wurde, die man im Mythenspiegel der Inder nachlesen konnte. Eine Welt der Angst, des Grauens, der verlorenen Seelen, der schreienden Toten, die auch die Lebenden gefangennahm.
Ist so das Sterben? dachte Bill, der sein Zeit- und Raumgefühl verloren hatte.
Doch er starb nicht. Die andere Dimension fraß ihn und seine beiden Begleiter, aber sie ließ die drei Männer am Leben.
Bill Conolly bekam Kontakt mit dem Boden, und über ihm fiel die

Seide des Fallschirms träge zusammen.
Um die anderen Männer konnte sich der Reporter nicht kümmern. Er hatte genug mit sich selbst zu tun, um sich von den Leinen des Fallschirms zu, befreien.
Suko und Singal glitten heran. Auch sie landeten sicher und ohne Komplikationen. Von einer Welt waren sie in die andere hineingefallen und waren dennoch immer die gleichen.
Ein magisches Phänomen, aber auch ein gefährliches. Suko hatte sich ebenfalls von seinem Fallschirm befreit. Er ging auf Bill Conolly zu, während sich Singal zurückhielt.
Der Reporter nickte. Er schaute in die Höhe, als könnte er den Weg zurückverfolgen. »Jetzt sind wir also hier«, stellte er trocken fest. »Können atmen, können reden und uns bewegen. Die Sache hat nur einen Fehler. Wir befinden uns in einer anderen Dimension, wo es einen Hinweg, aber keinen Rückweg gibt.«
»Das ist nicht so sicher.«
»Kennst du einen?«
»Im Augenblick sehe ich keinen. Außerdem hat Kali etwas mit dieser Reise bezweckt.«
»Sie wollte uns als Gefangene haben.«
Suko ging auf Bills Bemerkung nicht ein. Er drehte sich um und wandte sich an Singal. Der Inder gab keinen Kommentar zum Dialog der beiden ab. Erst als Suko, ihn ansprach, bequemte er sich zu einem Nicken.
»Sonst haben Sie nichts zu sagen?«
»Kali wird uns alles weitere mitteilen. Sie hat uns in ihre Welt gelockt, damit wir büßen. Sie beide und ich. Vielleicht auch noch mehr. So ist es.«
Suko hob die Augenbrauen. »Ich frage mich nur, für was wir büßen müssen.«
»Seid ihr nicht Feinde? Und habe ich mich nicht auch frevelhaft ihr gegenüber benommen?«
»Das kann ich nicht beurteilen. Aber Kalis Freunde sind wir gerade nicht. Wieso auch? Sie ist schließlich die Totengöttin und nimmt auf Menschenleben keine Rücksicht.«
Bill wandte sich an Singal. »Da Sie Kali ja besser kennen, können Sie uns doch sicherlich sagen, wo wir uns hier befinden. Daß wir in Kalis Reich stecken, habe ich schon mitbekommen, ich meine aber, daß es sicherlich aufgegliedert ist. Das ist ihre Welt, so etwas will ich glauben, doch in welch einem Teil dieser Welt sind wir gelandet?«
Singal bekam einen fast schwärmerischen Ausdruck in die Augen. »Die Welt ist, sie zeigt Kalis Macht. Wir können überall sein. Jeder Platz ist ein Ort des Schreckens. Ein Hort der Toten, wo die Verdammten leben und ihre Seelen fremde Körper bekommen. Kali

regiert. Ihr langer Arm streichelt uns.«

Bill strich über sein Haar. »Davon habe ich zwar nichts bemerkt, aber im Prinzip gebe ich dir recht, Meister. Auch ich säße lieber in einer Bar in Soho.«

Der Reporter bekam von den zwei Männern keine Zustimmung. Er ließ seinen Blick schweifen.

Sie waren nicht in einer leeren Dimension gelandet. Dämpfe schwängerten die Luft, machten sie grau und irgendwie auch dicht, aber die Männer konnten Einzelheiten erkennen.

Zum Beispiel die großen Steine, die wie Denkmäler vom Boden hochwuchsen. Unheimliche Gebilde, manche von ihnen waren schief, andere wuchsen gerade in den Dunst hinein. Sie bestanden aus einem dunklen Material, aber jeder Stein zeigte an einer Seite eine gewisse Kontur, die sich der Reporter genauer anschaute.

Er blieb dicht vor einem Stein stehen und erkannte tatsächlich ein Gesicht darin. Nur einen Kopf, aber er reichte aus, denn man hatte auch die Kette aus Schädeln so in das Material geschlagen, daß Kali zu erkennen war.

Der Reporter nickte und drehte sich wieder. »Kali!« flüsterte er, »wo man auch hinschaut, ich sehe nur sie. Jeder Stein zeigt ihr verdammtes Bild. Das gefällt mir nicht.«

»Du befindest dich in ihrer Welt«, wurde ihm gesagt.

»Ja, Singal. In ihrem Reich, ich weiß. Aber ich will auch hier wieder heraus, verstehst du?«

Über Singals Lippen zuckte es. »Das kann ich begreifen, nur wird es uns kaum gelingen. Es sei denn, sie gäbe die Erlaubnis, aber das liegt in ihrem Ermessen.«

Bill hob die Schultern. Er wollte sehen, ob etwas von der Spiegelfläche zu erkennen war, aber über ihnen zeigte sich alles grau in grau. Kein Spiegel, nur ein Himmel, der Angst einflößen konnte.

Über oder unter ihm trieben die trägen Dunstschwaden. Auch Schatten waren zu erkennen, die sich inmitten des Qualms bewegten. Bei genauerem Hinsehen waren es große Vögel. Mit trägen Flügelschlägen zogen sie ihre Bahnen und Kreise, als hielten sie Ausschau nach einem Landeplatz.

»Hübsche Tierchen«, sagte der Reporter. »Ich frage mich nur, welche Funktion sie erfüllen.«

»Es sind Adler.«

»Ach, und weshalb gerade Adler?«

»Kali hat den Sieg errungen, über die Herrscher der Lüfte. Sie ist hier die Herrin.«

»Das ist uns alles zu vage!« mischte sich Suko in das Gespräch.

Singal lächelte knapp. »Tut mir leid, ich habe alles gesagt.«

Suko widersprach. »Das kann ich dir nicht glauben. Ich habe den

Eindruck, daß du mehr weißt.«
»Wie sollte ich?«
»Es war einer deiner Vorfahren, der den Spiegel hergestellt hat. Aus den Augen des Tigers, in dem Kalis Geist gebannt war. Jetzt ist er freigekommen…«
»Ich konnte es nicht verhindern.« Singal schlug gegen seine Brust. »Ich habe alles getan, um das Grauen aufzuhalten, es war wohl zu wenig. Ich sagte Mandra Korab Bescheid, von dem ich weiß, daß er ein Feind der Totengöttin ist, aber sie hat ihre Diener überall auf der Welt, und sie wollte Rache. Sie wird sich an euch rächen wollen, und sie wird auch mich nicht herauslassen.«
Suko warf Bill einen fragenden Blick zu. Der Reporter hob nur die Schultern. Er fühlte sich nicht kompetent.
Etwas anderes geschah. Sie sahen über sich einen Schatten. Zuerst dachten sie an einen tieffliegenden Vogel, bis sie die menschliche Gestalt erkannten.
Es war Mandra Korab!
Bill flüsterte den Namen des Inders und stellte die Frage nach John Sinclair ebenfalls. Eine Antwort konnte er nicht bekommen, so schaute er zu, dorthin zu gelangen, wo der Inder allmählich zu Boden sank. Er trieb durch den Dunst, hätte fast noch einen Stein berührt und kam dicht neben ihm mit beiden Beinen zugleich auf.
»Mandra!«
Der Inder drehte den Kopf, ohne Bill eine Antwort zu geben.
»Wo steckt John?«
Mandra kam Bill entgegen. »Ich weiß es nicht genau, aber er ist wohl nicht durch den Spiegel geglitten.«
Bills Gesicht bekam einen erstaunten Ausdruck. »Nicht?« flüsterte er. »Verdammt, weshalb nicht?«
»Vielleicht ist er durch sein Kreuz geschützt worden.«
»Aber das ist doch…«
»Vergiß die Heilige Silbe nicht.« Mandra sagte nichts mehr. Er ging zu den anderen beiden, wobei ihn Suko mit einem Nicken und einer Frage begrüßte. »Ist alles klar?«
»Soweit ja.«
»Und du weißt wirklich nicht, was mit John ist?«
»Er blieb zurück, während ich in die Spiegelfläche einsank wie in einen Sumpf. Kali will uns haben.«
»Sie hat uns bereits«, sagte Bill.
»Was ist mit dir, Singal? Alles überstanden?«
Der Angesprochene verneigte sich. »Ja, Mandra Korab, ich lebe noch. Ich bin in ihrer Welt.«
»Verdammt, was ist das für eine Welt?« rief Bill. »Mandra, kennst du dich hier aus? Du bist Spezialist für Dinge, die sich um die Totengöttin

drehen. Gib uns eine Antwort.«

»Wenn ich das könnte. Es steht fest, daß wir ihre Gefangenen sind. Die Spiegelfläche war das Tor zu ihrer Welt. Einer Welt des Grauens, der Toten, in der wir uns zurechtfinden müssen. Sie hat ihren Plan, sich zu rächen, erfüllen können. Kali ist und bleibt gefährlich und grausam.«

»Das wissen wir auch«, sagte Bill. »Es ist uns einfach zu wenig, Mandra. Werde doch deutlicher.«

»Kann ich das?«

»Ja, schau dir die Steine an!« flüsterte Bill erregt. »In jedem habe ich das Gesicht der Totengöttin erkannt. Es ist hineingemeißelt worden. Wenn du dich davorstellst, wirst du es auch sehen. Sie beobachtet uns, es ist ihre Welt, sie…«

»Ist überall!« vollendete Mandra. »Ich weiß es. Und sie hat es geschafft, uns zu fangen.«

»Wie wird man uns hinrichten?« fragte Suko.

Mandra hob die Schultern. »Möglicherweise wird sie eine weitere Kette haben wollen…«

»Aus unseren Köpfen?«

Mandra Korab nickte. »Ja, aus unseren Köpfen, Freunde, aber auf einen Kopf wird sie verzichten wollen, nicht wahr, Singal?«

Der Inder schrak zusammen, als er so heftig angesprochen wurde. »Wie… wie kommst du darauf?«

»Weil du in ihren Diensten stehst und uns verraten hast. Deshalb! Du bist ein Verräter, Singal!«

***

Mandra Korab hatte die Worte hart und klar gesprochen. Jeder hatte sie verstanden, aber in Bills und Sukos Augen nisteten sich Zweifel ein.

»Wie ist das…?«

»Halte den Mund, Bill Conolly«, sagte Mandra. »Ich weiß, daß Singal ein Verräter ist, und er weiß es auch. Er hat uns in die Falle gelockt. Sein Großvater mochte ein weiser Mann und auch gegen Kali gewesen sein, aber auf seinen Enkel hat das nicht abgefärbt. Er ist Kalis Blendwerk verfallen, er wurde zu einem Diener, zu einem Tong, der die Aufgabe hatte, uns ins Verderben zu reißen.«

Bill und Suko räusperten sich. Verlegen strich der Reporter durch sein Haar. »Kannst du das beweisen, Mandra?«

»Soll ich, Singal?«

Der Angesprochene hatte sich nicht gerührt. Er stand starr auf dem Fleck, den Mund zusammengepreßt und gleichzeitig zu einem leichten Lächeln verzogen, das sich in seine Lippenwinkel eingenistet hatte. Dieser Ausdruck bewies Bill und Suko, daß Mandra sich nicht

getäuscht hatte. Singal hob seinen Blick, als wollte er die schwarzen Totenvögel zählen. »Ja, ich diene ihr. Sie hat mir den Auftrag gegeben, euch zu vernichten. Sie wollte ihre Feinde von der Bildfläche schaffen. Kali hat nicht vergessen, was ihr dieser Göttin angetan habt. Ihr habt einen großen Frevel begangen. Man darf Kali nicht herausfordern. Ihr seid unwürdig, ihr seid Frevler und Ungläubige. Wer sich ihr als Feind zu erkennen gibt, den wird sie vernichten. Man hat mir den Spiegel hinterlassen. In ihm sah ich das Auge des Tigers. Vergeßt nicht, daß die Spiegelfläche aus Tigeraugen geschaffen wurde.«

»Zog es dich in seinen Bann?« fragte Bill.

»Kali sprach aus ihm zu mir und gab mir den Auftrag. Man hatte gedacht, sie bannen zu können, das gelang nicht. Kali ist für den Menschen, der nicht zu ihr gehört, einfach zu stark. Dies solltet ihr euch merken. Ich baute die Falle auf, ich lockte Mandra aus Indien weg, ich nahm zu ihren Dienern Kontakt auf, ich…«

»Schon gut.« Suko winkte ab. »Wenn du so Bescheid weißt, kannst du uns auch sagen, wo wir uns befinden.«

»In ihrer Welt.«

»Das wissen wir. Aber wo befindet sich die?«

»Es ist der Spiegel gewesen, der euch aufgesaugt hat. Er ist das große Tor in Kalis Reich. Ihr seid ihre Gefangene. Ihr werdet es nicht mehr verlassen können. Die Insel war einst eines ihrer Reiche. Es ging vor langer Zeit unter, sie verschwand in einer anderen Dimension, aber sie kehrte zurück. Die Menschen sahen sie, die Menschen benutzten sie, aber niemand ahnte und wußte, daß die Insel, die an einer anderen Stelle aus dem Meer erschien, eigentlich ihr gehörte. Und Kali ließ den Stützpunkt so lange brach liegen, wie es ihr nötig erschien. Jetzt hat sie ihn wieder aktiviert, um hier ihre Rache vollenden zu können. Der obere Teil befindet sich im sichtbaren Bereich. Der untere aber, wo wir uns aufhalten, ist für das Auge eines Menschen nicht sichtbar. Es ist die Totenwelt der Göttin. Hier wird gestorben.«

»Auch du?« fragte Mandra.

»Nein, ich kann hinaus.«

»Wie?«

Singal lachte frech. »Das werde ich euch nicht sagen.«

»Kommt John Sinclair noch. Er hat ebenfalls den Spiegel gesehen und wird ihn…«

»Er bleibt, wo er ist. Aber er ist nicht außer Gefahr. Kali hat ihre Diener auch in der sichtbaren Welt versammelt. Dort wird er sterben.«

»Weshalb ließ man ihn nicht in dieser Welt? Hat Kali etwa Angst bekommen?« forschte Mandra weiter.

»Sie kennt keine Angst!«

»Dann nenne uns den Grund!«

Singal schüttelte den Kopf. »Wenn ihr unbedingt wollt, könnt ihr sie selbst fragen.«

»Das werden wir auch, falls wir sie sehen.«

Der Inder runzelte die Stirn. »Spürt ihr sie nicht?« hauchte er mit leiser Stimme. »Spürt ihr nicht den Geist der mächtigen Totengöttin? Er ist überall. Er steckt im Boden, er hält sich in den Steinen verborgen, er schwängert die Luft, er hat euch eingekreist. Kali ist mächtig. Ihr gehört hier alles.«

»Nicht ganz«, widersprach Mandra. »Wir gehören ihr nicht. Aber du hast recht, wir werden sie selbst fragen. Da du so gut Bescheid weißt, kannst du uns auch zu ihr führen. Oder traust du dich nicht?«

»Ich werde vorgehen.« Singal sprach den Satz, drehte sich um und setzte sich in Bewegung.

Bill schaute Suko an und hob die Schultern. »Verdammt, da sitzen wir in der Patsche. Siehst du eine Lösung?«

»Noch nicht.«

»Was ist mit dir, Mandra?«

»Es ist schwierig, Bill. Sie herrscht in dieser grausamen Welt. Sie ist hier die Königin und hat das Sagen. Wir müssen uns leider mit den Tatsachen abfinden.«

Der Reporter nickte. »Nun ja, Freunde, folgen wir unserem Verräter. Mal sehen, was er noch bringt.«

Sie hielten sich zusammen. Singal war bereits im Dunst verschwunden, seine Gestalt glich einem sich nur langsam bewegenden Schatten. Er schritt aufrecht, als wäre er sich seiner Sache ungemein sicher. Ihm konnte nichts passieren, er stand auf Kalis Liste, er hatte ihr vertraut, sie vertraute ihm.

Die Steine kamen den Freunden vor wie Wächter. Wenn sie nahe an ihnen vorbeischritten, erkannten sie auch die Gesichter der Totengöttin. Sie waren jedenfalls sehr grausam gezeichnet. Nie fehlte die Kette aus Menschenköpfen.

Über ihnen rotteten sich die schwarzen Totenvögel zusammen. Sie zogen ihre Bahnen und verfolgten die Gruppe von Menschen. Es war nicht zu erkennen, um welche Art von Vögeln es sich handelte. Sie erinnerten jedoch an Geier.

Das Gelände blieb zunächst eben. Auch die Steine verschwanden nicht, so daß die Freunde die Umgebung allmählich als normal empfanden. Bill fragte seinen indischen Freund: »Woher hast du gewußt, daß Singal ein Verräter war?«

»Ich ahnte es, weil ich nachdachte. Es konnte nur einer sein, eben dieser Singal. Er hat uns hereingelegt. Er war dem Spiegel und damit Kali verfallen.«

»Setzt du noch auf John?«

Mandra hob die Schultern. »Wir müssen es.«

»Und was könnte uns passieren?«

»Der Tod ist in dieser Dimension allgegenwärtig«, antwortete Mandra orakelhaft. »Man wird uns töten wollen, wobei ich mir vorstellen kann, daß Kali ihre Rache noch genießt.«

»Also langsames Sterben?«

»Darauf kann es hinauslaufen.«

»Dann viel Spaß«, sagte Bill.

Sie liefen auch in den nächsten Minuten hinter ihrem Führer her. Der Wald von Steinen wollte kein Ende nehmen, und das beunruhigte den Reporter. »Ich würde gern wissen, was die Dinger hier zu bedeuten haben. Wir sind doch nicht in Stonehenge.«

»Es war ihre Insel«, erklärte Mandra. »Jeder Stein symbolisiert etwas. Ich kann mir vorstellen, daß es sich dabei um Opferstätten handelt. Für einen Stein ist auch ein Mensch gestorben.«

Der Reporter bekam eine Gänsehaut. »Es gefällt mir nicht, mich in Zukunft als Stein zu sehen.«

»Falls du dazu noch in der Lage sein wirst.«

»Stimmt auch wieder.«

Sie erreichten allmählich ein Gebiet, das eine andere Form aufwies. Die Räume zwischen den Steinen waren größer geworden, dafür erkannten sie etwas anderes.

Vom Boden her wuchs etwas Unheimliches in die Höhe. Es war sehr groß, Dunstschwaden umkreisten es, und dicht darüber glitten die schwarzen Vögel mit trägen Flügelschlägen. Die drei Freunde glaubten daran, daß sie das Zentrum dieser Welt erreicht hatten, denn das Unheimliche, das sie zu sehen bekamen, war nichts anderes als eine übergroße Figur der Totengöttin Kali.

Bestand sie aus Stein, aus einem anderen Material oder aus Wachs? Sie fanden es nicht genau heraus, aber sie spürten die kalte, gnadenlose Aura, die diese Statue abstrahlte.

Kali, die Göttin mit den vier Armen, glotzte sie aus hervorquellenden Augen an. Sie waren heller als der übrige Körper. Das Haar stand ab wie Draht. Blutige Flecken verteilten sich darin. Die Kette aus Menschenköpfen bewegte sich sogar, die Handflächen zeigten ebenfalls die blutige Farbe, nur das Gesicht war tiefschwarz. Schwarz wie die Seele des Todes, schwarz wie das Grauen, das sie abstrahlte.

Man mußte schon mehrere Menschen aufeinanderstellen, um einen Vergleich zur Höhe zu bekommen. Damit eine kleinere Person das Gesicht besser erkennen konnte, war der mächtige Schädel gekippt. Die sich vom Schwarz des Gesichts abhebenden, helleren Augen schauten auf den Betrachter hinab. Sie waren tot, aber sie lebten dennoch. In ihnen steckte Kalis Geist, eine Ansammlung aller Schrecken, zu denen sie fähig war. Ein furchtbarer Ausdruck, der den Menschen den Tod und die Hoffnungslosigkeit versprach.

Die drei Freunde waren in sicherer Entfernung stehengeblieben. Sie schauten die Figur an. Ihre Blicke glitten auch über die Kette aus Menschenköpfen. Da klafften Münder auf wie Höhlen, da erinnerten die Augen an stumpfes Metall.

»Das ist sie also«, sagte Bill Conolly mit tonloser Stimme. »Verdammt, ich habe das Gefühl, am Ende meines Wegs zu stehen.« Er räusperte sich. »Wie geht es euch?«

»Kaum anders«, erwiderte Suko.

Nur Mandra sagte: »Warten wir ab.«

Damit war Bill nicht beruhigt. »Glaubst du, daß es sich bei ihr nur um eine Statue handelt, oder lebt sie?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ist sie nur eine Statue und lebt trotzdem. Wer will das wissen?«

»Singal.«

Bill wollte auf ihn zulaufen, aber Mandra hielt ihn fest. »Mach keinen Fehler, Junge! Er wartet nur darauf.«

In der Tat war Singal, der Verräter, dicht vor der Statue stehengeblieben. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schaute andächtig zu ihr hoch. Seine Lippen bewegten sich, vielleicht formulierte er Worte. Wenn ja, waren sie so leise, daß sie von den anderen Männern nicht verstanden wurden.

»Wollt ihr nicht zu ihr kommen?« fragte er und lachte leise. »Ich habe euch hergeführt. Ihr werdet für immer und ewig bei ihr sein können.« Mit einer Handbewegung winkte er die Freunde heran.

»Los, kommt, sie wird sich freuen, euch begrüßen zu dürfen. Auch ihre Feinde…«

Die Worte waren nur als Ablenkung gedacht, aber das merkten die Angesprochenen leider zu spät.

Plötzlich begann die Statue der Totengöttin nicht nur zu leben, es geriet auch Bewegung in sie. Von verschiedenen Seiten schossen die Arme heraus. Bevor die Freunde überhaupt mitbekamen, was sie da in eine tödliche Gefahr brachte, wurde Bill Conolly bereits von einer blutig schimmernden und gewaltigen Handfläche umklammert, die ihn vom Boden her in die Höhe riß und dann an den Körper zog.

Mandra und Suko sprangen noch zur Seite. Bei ihnen sah es aus, als sollten sie Glück haben. Der Inder wollte einen seiner Dolche hervorholen und hatte den Griff bereits berührt, als es ihn erwischte. Sein Arm wurde so hart gegen den Körper gepreßt, daß er nicht mehr dazu kam, den Dolch zu ziehen.

Auch ihn riß Kali mit einer ungestümen Wildheit zu sich heran, wuchtete ihn hoch und kümmerte sich mit den beiden anderen Händen um den Chinesen.

Suko war der ersten Klaue entgangen. Er hatte sich zusammenfallen lassen, rollte über den Boden, wollte der Reichweite entkommen und

schaffte es bei einer Hand.

Nur vergaß er leider die zweite Pranke. Die schlug von der Seite und ungemein wuchtig gegen ihn, so daß er zu Boden stürzte und sich nicht mehr erheben konnte, denn die Hand drückte so hart auf seinen Rücken, als wollte sie ihn in den Untergrund pressen.

Sie lag mit ihrer gesamten Breite auf seinem Körper, und die dicken Finger begannen mit ihren Greifbewegungen. Sie schoben sich unter Sukos Brustkasten, klemmten gleichzeitig seinen Arm ein, und hoben ihn mit einer lässig anmutenden Bewegung so hoch, daß der Inspektor direkt gegen das breite Maul der Totengöttin schauen konnte, das sie spaltbreit geöffnet hatte. Er würde hindurchpassen, aber die Göttin hatte etwas anderes mit ihm vor. Er sollte das gleiche Schicksal erleiden wie seine beiden Gefährten.

Der Arm drehte ab, wurde angewinkelt, so daß Suko an die rechte Seite der Totengöttin geriet. Er spürte für einen Moment den Widerstand, als seine Füße gegen das Gestein gedrückt wurden.

Aber es war kein Stein.

Die Masse gab nach wie Knetgummi. Kali gelang es mühelos, den Inspektor in ihren Körper zu drücken. Dieser Vorgang war unbegreiflich. Die gesamte Gestalt der Göttin schien nur aus einer weichen Masse zu bestehen.

Die Riesenklaue steckte den Chinesen in den Körper, ohne daß Suko etwas dagegen unternehmen konnte. Er mußte alles miterleben, er spürte, wie er immer tiefer gedrückt wurde, wie die Beine verschwanden und die Hand höher wanderte, damit sie auch seine Arme so einklemmen konnte, daß er nicht mehr an seine Waffen kam.

Suko war ebenfalls zu einem Opfer der Göttin geworden. Er sah den Körper dicht vor sich, dann einen Kopf, der zur Kette gehörte, und bekam den Eindruck, als wollte ihm der offene Mund noch etwas sagen.

Keuchen und Ächzen umgab ihn. Es waren seine Freunde, die schon in Kalis Körper steckten und vergeblich versuchten, sich wieder zu befreien. Das Zeug hielt wie Leim.

Bis zu den Ellenbogen waren Sukos Arme bereits verschwunden, und noch immer nahm der unheimliche Vorgang kein Ende, denn Brust und Hals wurden ebenfalls umschlossen.

Das Gefängnis hatte sich geschlossen. Nur mehr Sukos Kopf und der Ansatz des Halses schauten hervor, so daß der Chinese seinen Kopf auch drehen konnte.

Ein fürchterlicher Anblick bot sich ihm. Die Legenden hatten recht, wenn sie von Kali erzählten und sie als grausamste Göttin bezeichneten. Was mit Suko und seinen beiden Begleitern geschehen war, dafür fehlten die Worte.

Sie steckten im Körper der Totengöttin, und nur mehr ihre Köpfe

schauten hervor.

Wenn Suko nach links blickte, sah er Bills Gesicht. Innerhalb dieser Welt herrschte ein graues Licht. Woher es kam, war nicht zu erkennen, aber er sah deutlich den wie gemeißelt wirkenden Schrecken in den Zügen des Reporters.

Bill hatte Angst, fürchterliche Angst. In seinen Augen stand der Schrei nach Hilfe, aber da war niemand, der ihm hätte beiseite stehen können, denn auch Mandra erging es keinen Deut besser.

Er hatte einen besonderen Platz bekommen. Der Kopf des Inders schaute innerhalb des Kettenrings aus dem Körper der Göttin. Die anderen Schädel umrahmten ihn. Sein Gesicht wirkte so, als hätte es der Totengöttin noch in ihrer Sammlung gefehlt.

Das mußte der Anfang vom Ende sein!

Die drei Männer steckten in der Masse, die nie ruhig war. Suko, Bill Und Mandra bemerkten die Wärme, die sie in ihrem Innern abstrahlte und die auch auf ihre Körper überging. Als Würde dort allmählich etwas erhitzt Werden, das auch in ihre Körper glitt und einen Fieberschauer durch sie jagte.

Nur einer freute sich und genoß seinen Triumph. Der Verräter Singal. Er hatte sich zu den breiten Füßen der Totengöttin aufgestellt und sich verneigt. Erst als die Männer innerhalb des Körpers steckten, erhob auch er sich.

Singal schaute sie an.

Sie konnten ebenfalls sein Gesicht sehen, das nicht nur einen triumphalen Ausdruck bekommen hatte, auch einen bösen dazu. In den Augen leuchtete die Vorfreude auf den Tod, er legte die Handflächen zusammen, rang die Hände und sagte mit klarer und verständlicher Stimme, daß er es gewesen war, der die Feinde der Kali in eine schier auswegslose Lage gebracht hatte.

»Niemanden!« so rief er laut, »ist dies bisher gelungen. Nur mir. Nur mir allein. Viele haben es vielleicht versucht, aber ich bin der große Sieger und Gewinner. Ich habe es geschafft. Die Göttin wird mir, Singal, auf ewig dankbar sein und mir noch größere Aufgaben erteilen. Viele haben es versucht. Ein mächtiger Mahdi ebenso wie ein kleiner Diener, der aufsteigen wollte. Aber mir gelang es, denn ich besaß die Augen des Tigers, den Geist der Göttin, den Spiegel, der seine Kraft nicht verloren hat und sie nun abgibt. Es ist das ewige Gefängnis für euch. Ihr werdet leben und seid schon tot, denn Kalis Kette kann noch Köpfe gebrauchen.« Singal begann zu lachen und deutete in die Höhe. »Seht ihr die schwarzen Vögel unter dem grauen Himmel? Sie sind Kali ebenfalls untertan. Sie werden auf meinen oder ihren Befehl hin herbeifliegen und damit beginnen, euch die Augen auszuharken, so wie man vor langer Zeit die Augen des Tigers genommen hat, um aus ihm den Spiegel zu fertigen. Alles wird sich

wiederholen. Nichts bleibt ungerächt, dafür hat Kali Sorge getragen. Doch bevor dies geschieht, werdet ihr die Gnade der Totengöttin kennenlernen. Euch sei ein Blick in die Höhe gestattet, wo die Welt liegt, aus der ihr gekommen seid. Auch dort hat Kali ihre Diener versammelt. Sie sind durch ihren Geist gestärkt worden. Sie haben sich auf grausamste Art und Weise selbst getötet, nur um für sie leben zu können. Als untote Personen, als ihre Diener. Schaut in die Höhe!«

Ein jeder von ihnen kam der Aufforderung nach. Sie waren keine Hilfe, sie würden ihnen den Weg zurück in die Freiheit nicht zeigen, nein, so wie Kali und deren Diener reagierten, konnte man dies höchstens als eine Folter ansehen.

War das, was man vielleicht hätte als Grenze oder Himmel bezeichnen können, vor ihrer Gefangennahme noch wolkig, neblig und grau gewesen, so hatte es sich jetzt verändert. Die graue Farbe allerdings war geblieben, nur sah sie jetzt glatt aus, sie wirkte wie ein gewaltiger Anstrich, weder Anfang noch Ende waren zu erkennen, und in der Farbe erinnerte sie an matt glänzendes Gestein mit zahlreichen silbernen Einschüssen.

Matt und gleichzeitig durchsichtig, denn über der Fläche zeichnete sich ein reales Bild ab.

Das war die Welt, aus der sie gekommen waren. Und dort genau befanden und bewegten sich auch die Personen, von denen sie eine besonders gut kannten.

John Sinclair!

Suko und Mandra schluckten ihre Wut herunter, nur über Bills Lippen floß ein leises Stöhnen, als er seinen Freund John Sinclair sah, der über die Spiegelfläche schritt, aber sie anscheinend nicht erkannte. Der Spiegel war nur von der unteren Seite durchsichtig geworden. Kalis teuflische Kraft schaffte auch dies.

Als wäre eine Hand mit einem gewaltigen Wischlappen gekommen, so verschwand das Bild allmählich. Es löste sich auf, das Grau überwog, und die Personen verschwanden.

Dafür lachte Singal, bevor er schrie: »Habt ihr sie gesehen, habt ihr euren Freund erkannt? Er sucht euch, aber er wird euch nicht finden, das schwöre ich. Vielleicht weiß er sogar, wo ihr euch befindet. Er wird sich vor Wut selbst zerstören, weil es für ihn keinen Weg gibt, zu euch zu kommen, um euch vor einem Tod zu retten, den sich Kali ausgedacht hat. Vier ihrer Diener haben sich dort oben aufgehalten. Habt ihr die Gesichter gesehen? Auch daran trugen die Vögel die Schuld. Sie haben diese Personen angegriffen, sie getötet und ihnen gleichzeitig den Geist der Göttin eingehaucht. Ihr aber werdet nach eurem Tod nicht mehr leben, ihr werdet vergehen, verfaulen und für alle Zeiten in Kalis Körper stecken und ihre magische Kette erweitern. Ich schaue zu, wie die Vögel sich mit euch beschäftigen.«

Singal war in seinem Element. Mit einer tänzerisch anmutenden Bewegung drehte er sich herum, hob die Arme und klatschte dreimal laut in die Hände.

Ein Echo entstand, das sich noch verstärkte und auch von den gewaltigen, schwarzen Totenvögeln vernommen wurde.

Noch zogen sie ihre Kreise, aber sie hatten das Geräusch vernommen, denn aus verschiedenen Richtungen schwebten sie heran.

Insgesamt waren es sechs Totenvögel und Aasfresser, die sich zu einem Pulk vereinigten.

Singals Schrei war nicht zu überhören. Seine Stimme hatte selbst einen tierischen Klang bekommen, als er den nächsten Befehl gab und die Vögel ihre schwingen ausbreiteten, als würden sie ein gewaltiges Dach bilden. Sie besaßen nackte, kahle Hälse, ebenfalls schwarz, auch schmale Köpfe und gebogene Schnäbel, die an geknickte Messerspitzen erinnerten und sicherlich auch so scharf waren.

Bill ließ ein krächzendes Lachen hören. »Suko?« fragte er. »Willst du wissen, woran ich denke?«

»Lieber nicht.«

»Du denkst wahrscheinlich an das gleiche - oder?«

»Kann sein!« erwiderte der Chinese.

»Hört auf!« vernahmen sie Mandras Stimme. »Sie kommen.«

Tatsächlich lösten sich zwei Totengeier aus dem Pulk der Vögel, flogen einen Kreis und ließen sich gleichzeitig in die Tiefe sacken. Es wirkte, als würde ein Stein nach unten sacken.

Bevor sie jedoch auf den Boden klatschen konnten, breiteten sie ihre Schwingen aus, fingen sich ab und schwebten dicht an der Statue entlang wieder in die Höhe.

Dabei huschten sie an Mandra Korabs Kopf vorbei, dessen Gesicht zuckte, als hätte er mit der Kralle oder dem Schnabel einen Hieb erhalten.

Der nächste Vogel nahm Kurs auf Suko, und ein dritter kippte Bill Conolly wie ein Wurfgeschoß entgegen.

Ein lauter Ruf durchbrach die Stille. »Das ist Kalis Stunde!« brüllte Singal. »Das ist ihr Sieg…«

***

Ich schritt über den Spiegel!

Die vier unheimlichen Totengestalten hatten mir zu verstehen gegeben, was ich tun sollte. Ich wollte sie nicht enttäuschen, aber ich setzte jeden Tritt Vorsichtig, denn ich hatte jedesmal das Gefühl, als würde die Spiegelfläche brechen. Doch sie hielt mein Gewicht aus. Zwar war sie ungewöhnlich dünn, etwa wie Silberpapier in der Zigarettenschachtel, doch ihre Widerstandskraft stand im umgekehrten Verhältnis zur Dicke.

Meter für Meter bewegte ich mich auf die Gestalten zu. Noch zeigte ich mein Kreuz nicht offen, ich wußte auch nicht, ob es Eindruck auf sie machte, aber ich hatte noch einen Trumpf in der Hinterhand.

Sie glotzten mich an. Bei einer Frau war das Auge verletzt. Ein Blutfaden war über die Wange gelaufen und eingetrocknet. Sie schwang ihren Körper vor und zurück; die Hände schlossen sich jedesmal zu Fäusten, bevor sie sich wieder öffneten.

Ich blieb in schußsicherer Entfernung stehen und hob den rechten Arm mit der Beretta.

Die Frau mit dem blutigen Auge visierte ich zuerst an. Sie tat nichts, sie stand einfach da und grinste. Doch unter mir geschah etwas.

Zuerst bekam ich den Eindruck, als würde der Boden aufweichen. Ein Irrtum, er wechselte nur seine Farbe, denn das Spiegeln der Fläche verschwand. Es nahm ein stumpfes Grau an und öffnete sich gleichzeitig, so daß ich in die Tiefe schauen konnte - in eine andere Dimension, in Kalis grausame Hölle.

Im nächsten Augenblick hatte ich die vier Diener vergessen. Das Bild, das sich mir bot, war wichtiger, und ich konnte erkennen, in welch einer aussichtslosen Lage sich meine drei Freunde befanden.

Sie steckten in der Gestalt einer abgrundtief häßlichen Figur, wie sie nur die Totengöttin Kali sein konnte.

Das Bild machte mich negativ an. Ich bekam Furcht, ich sah aber auch Singal, der sich so sicher bewegte und keinerlei Angst in dieser Welt zu haben schien.

Das ließ nur den Schluß zu, daß Singal mit Kali und deren Dienern unter einer Decke steckte. Er hatte meine Freunde in die Falle geführt, und er hatte dafür gesorgt, daß sie mit dieser verfluchten Statue eine Verbindung eingegangen waren.

Ich konnte es kaum fassen. Mandra, Suko und Bill steckten in dem gewaltigen Körper, so daß nur mehr ihre Köpfe hervorschauten und sich fast mit denen der Kette berührten.

Gab es noch eine Rettung?

Aus eigener Kraft würden sie sich bestimmt nicht befreien können, und ich, der sie sah, stand zwar in der Nähe, war jedoch von ihnen gleichzeitig meilenweit entfernt.

Aus und vorbei!

Bewegung oberhalb der Statue ließ mich aufmerksam werden. Eigentlich hätten die Schatten dicht unter meinen Füßen dahersegeln müssen, aber diese Dimension besaß keine direkte, meßbare Tiefe.

Da hatten sich die Proportionen so verschoben, daß die vier Schatten auch meilenweit von mir hätten entfernt sein können.

Noch flogen sie ruhig, drehten ihre Kreise und beobachteten dabei. Nur gehörten sie zu Kali, und das wiederum ließ den Schluß zu, daß sie eine bestimmte Aufgabe besaßen.

Sie würden den Tod bringen!

Und sie gerieten näher an meine Freunde heran. Noch berührten sie diese nicht, es würde nur Sekunden dauern, bis…

Da verschwand das Bild.

Bevor ich dagegen etwas unternehmen konnte, war es auf einmal nicht mehr da. Als ich nach unten schaute, sah ich alles, nur eben nicht mehr die Statue und die Vögel sowie meine Freunde.

Weg, vorbei, verschwunden…

Ich stand da und preßte die linke Hand zusammen. Die Silberecken meines Kreuzes stachen schmerzhaft in die Handgelenke. Etwas brauste in meinem Kopf, ich hatte Furcht, sie drückte mir das Herz zusammen, so daß ich Atembeschwerden bekam. Mit der rechten Hacke trat ich auf die Spiegelfläche. Es war ein nutzloses Unterfangen. Sie zeigte sich sehr widerstandsfähig. Mir gelang es nicht, sie zu zerstören.

Lachten die Gestalten vor mir über meine vergeblichen Versuche? Fast hatte ich den Eindruck. Der Wind jedenfalls, der in mein Gesicht fuhr, schien mir ein ähnlich klingendes Geräusch aus der Ferne herbeizutragen. Und das Geräusch blieb. Ich hörte es hinter mir, meine Nackenmuskeln zogen sich zusammen, gleichzeitig veränderte sich der Laut, wurde zu einem Rauschen, das die gesamte Luft erfüllte.

Flügelschlag!

Während der Drehung sah ich den gewaltigen Schatten in der Luft. Es war ebenfalls ein Vogel, der aus einem dichten Wolkenberg herausstieß und matt schillerte.

Aber kein Totenvogel, auch wenn er den Tod bringen würde. Es war Garuda, der Adler, der Todfeind der Höllengöttin Kali…

***

Der Adler Garuda - Fürst der Vögel. Todfeind der Schlangen, der Inkarnation des Bösen. In alter Zeit hatte er dem Gott Wischnu als Reittier gedient, er hatte den Menschen Schutz vor den Göttern der Unterwelt gegeben und hatte Kalis Macht eingeschränkt.

Er trat in verschiedenen Gestalten auf. Mal als Vogel, dann wiederum als eine Mischung aus Vogel und Mensch.

Hier kam er als der, den ich kannte, denn nicht zum erstenmal stand er mir zur Seite. Auch ich hatte schon auf seinem Rücken gehockt und war in die Weite der Dimensionen getragen worden.

Wer ihn gerufen hatte, wußte ich nicht, nur freute ich mich, daß er überhaupt da war und mit gewaltigen Flügelschlägen Kurs auf uns nahm. Er zeigte sich mir als eine Mischung aus Mensch und Tier.

Statt einer Nase wuchs aus seinem Gesicht ein gewaltiger Schnabel, der gleichzeitig als Mund diente und in einer geschwungenen Linie darin überging. Er besaß Arme und Beine wie ein Mensch, doch auf

seinen Armen wuchsen die mächtigen Flügel, die es ihm erlaubten, die Lüfte zu durchstreifen. Sein Federkleid schillerte in zahlreichen Farben, und auf seinem Kopf wuchsen dicke Strähnen, die an tote Schlangen erinnerten, die er umgebracht hatte.

Seine Augen zeigten eine ebenfalls dunkle Farbe, und sie bewegten sich während des Flugs wie Kreisel. Er war gekommen, um mir zu helfen, Kali sollte nicht triumphieren.

Auch ihre Diener hatten ihn gesehen.

Sie schrieen nicht, ihre Angst äußerte sich in einem stummen Entsetzen. Beinahe zeitlupenhaft langsam bewegten sie sich zur Seite. Sie wollten dem Vogel entkommen, der mit der Gewalt eines Unwetters auf sie zuraste und sich ihrer bemächtigte.

Urplötzlich war er über ihren Köpfen. Mir wurde der Blick genommen, ich wollte das Schaurige auch nicht sehen, sah das heftige Flattern der Flügel und die ruckartigen Bewegungen seines Kopfes, wobei der Schnabel zuhackte.

Auf der Spiegelfläche tobte ein lautloser Kampf ohne Erbarmen. Der Adler rechnete auf furchtbare Art und Weise mit den Dienern der Totengöttin ab.

Einmal nur sah ich, wie eine Frau entkommen wollte, aber ein Schnabelhieb stoppte sie und schleuderte sie zu Boden. Sofort peitschte eine lange Zunge aus dem Maul und rollte sich wie ein Gummischlauch um den Körper.

Es gab sie nicht mehr.

Und es gab auch die anderen nicht. Als sich der mächtige Adler umdrehte, sah ich keinen der Diener mehr.

Mir wurde die Kehle eng. Zwar hatte ich nicht genau mitbekommen, was geschehen war, aber Garuda konnte die Menschen nur verschluckt haben - oder?

Nein, er hatte es nicht getan. Sie waren von ihm mit ungeheurer Kraft in die Unendlichkeit des Himmels geschleudert worden. Ich sah sie als kleine Punkte in die Wolken steigen, wo sie plötzlich aufglühten und verbrannten.

Gleichzeitig bewegte sich die Wolke. Zwar entstand dort kein direktes Gesicht, dennoch bekam ich den Eindruck, als würde ihr unterer Rand aus einem Maul bestehen, das aufgeklafft war.

Ich bekam die Erklärung auf geheimnisvolle Art und Weise geliefert. Garuda, der sich telepathisch verständigte, erklärte mir, daß Saranja, die Wolkengöttin sein Flehen erhört habe und ihm als Schutz zur Seite stand. Kali sollte nicht siegen.

»Sie hat aber gesiegt!« rief ich laut und deutlich. Der Adler würde mich auch so verstehen.

Er drehte seinen Hals. Übergroß kam mir der Schnabel vor. An manchen Stellen schimmerte er wie dunkles Gletschereis. Die Zunge

schaute nicht mehr hervor, in seinen Augen las ich eine Aufforderung, die mir schon einmal gegeben worden war.

Ich verstand ihn und kletterte auf seinen Rücken. »Wirst du es schaffen?« rief ich und dachte daran, daß ich schon einmal auf ihm geritten war. Damals hatte ich auf dem Dach eines Hauses gestanden, in dem ich wohnte. Ich beugte mich vor und preßte beide Arme um seinen Hals. So bekam ich den nötigen Halt.

»Willst du in Kalis Dimension?« schrie ich.

Diesmal bekam ich keine Antwort. Statt dessen breitete er seine Flügel aus und stieg mit mir in die Höhe. Dieser plötzliche Start war zu vergleichen mit dem Anrucken eines Fahrstuhls. Für den Moment bekam ich keine Luft, zugleich befürchtete ich, es trotz allem nicht zu schaffen, weil wir der Wolke entgegenstiegen, in der ich das gewaltige Maul gesehen hatte.

Es klaffte noch weiter auf, im nächsten Augenblick hatte es uns verschluckt.

Ich erlebte eine andere Welt. Mich umgab ein gewaltiges Brausen und Rauschen, das Gesicht sah ich jetzt aus der Nähe. Eine breite Fratze, auch mit Augen und einer Nase. Aber alles diffus und nebelhaft. Das also war Saranja, die den Adler bestärkt hatte und ihm noch mehr Kräfte geben sollte.

Garuda versuchte es.

Noch schneller, als wir hineingeflogen waren, jagten wir wieder aus der Wolke hervor.

Ich klammerte mich verzweifelt fest. Der Wind jagte gegen mich, spülte die Haare hoch, ließ meine Augen tränen, und dennoch sah ich die Spiegelfläche unter mir.

Noch war sie nicht mehr als ein blasser Schatten, aber sie wurde deutlicher, ich erkannte die Umrisse, und einen Lidschlag später hatten wir sie erreicht.

Gedankenschnell fing Garuda den Sturz auf die Fläche ab. Ich wurde in die Höhe geschleudert, zurückgeworfen, klammerte mich noch immer fest und erlebte, wie er seinen mächtigen Schnabel nach unten stieß, so daß die Spitze wie ein Messer über die Spiegelfläche fahren konnte.

Ein lautes, knirschendes Geräusch erklang, als hätte jemand Papier auseinandergerissen.

Was ich kaum für möglich gehalten hatte, dem Adler Garuda war es gelungen. Er hatte die Dimensionen getrennt, um mit mir auf seinem Rücken in Kalis Totenwelt vorzustoßen…

***

Der erste Vogel war dicht an Mandras Kopf vorbeigeflogen. Er hatte ihn nur mit der Kralle gestreift und trotzdem in seiner Wangenhaut

einen Riß hinterlassen, aus dem das Blut sickerte.

Mandra biß die Zähne zusammen. Er wollte nicht zeigen, wie sehr die kleine Wunde in seinem Gesicht brannte. Wie es den anderen erging, konnte er nicht sehen, weil er sich voll und ganz auf den Vogel konzentrierte, der sich fast träge in der Luft drehte und dabei beinahe unwillig seine Flügel schüttelte.

Dann flog er ein zweites Mal gegen Mandra an.

Ein schwarzes Ungeheuer, ein König in der Luft, dabei grausam und böse. Die bewegungslosen Augen, die nicht in Höhlen lagen und dafür vorstanden, glotzten Mandra stumpf und böse an. Bevor der Totenvogel ihn erreichte, schleuderte er seinen Oberkörper in die Höhe, fuhr die Krallen aus und hakte sich in Mandras Turban fest.

Der Inder spürte den Druck. Er konnte nichts mehr erkennen, weil ihm die wild schlagenden Flügel die meiste Sicht nahmen, aber er hörte genau, wie der Stoff zerriß und voller Kraft und Wut auseinandergefetzt wurde, damit der Geier freie Bahn hatte.

Der Vogel war nicht aufzuhalten. Brutal und gnadenlos kämpfte er weiter, während Bill und Suko sich der ersten Angriffe dieser Höllenvögel erwehren mußten.

Sie kamen von vorn.

Nach jedem Flügelschlag legten sie die Schwingen an, so daß sie fast wie Pfeile aussahen. Die Schnabelhälften lagen dicht zusammen. Sie sahen wie krumme Messer aus und würden da zuschlagen, wo sie es wollten.

Suko erwischte es als ersten.

Etwas glitt durch seine Haare, der scharfe Schmerz zog eine Bahn über seine Schädeldecke, dann war der Vogel weg, um zu drehen, weil er einen neuen Angriff starten wollte.

Bill stieß in seiner Furcht einen wilden Fluch aus. Damit konnte er die Bestie nicht stoppen. Flügelschlagend kam sie über ihn, und diesmal drosch sie mit den Krallen zu.

Harte scharfe Hiebe. Die Krallen drehten sich um Bills Haare und rissen einige Büschel hervor, mit denen der Vogel als Beute wieder gegen den Spiegelhimmel stieß.

Vor der Statue aber stand Singal und erlebte die Stunde seines Triumphes. Er hatte Kali Rache versprochen, und er hatte erreicht, was er wollte.

Über seine Lippen strömten finstere Beschwörungsworte. Jede Silbe begleitete er mit einem heftigen Vorzucken seines rechten Arms, dessen Hand zur Faust geballt war.

Doch die Euphorie wurde zerstört. Er hörte das Geräusch, wußte zuerst nicht, was es bedeutete, bis er einen Blick in die Höhe und gegen den Spiegelhimmel warf.

Dort zeichnete sich ein Riß ab.

Darüber schwebte ein Schatten, nur größer und mächtiger als Kalis Totenvögel.
Garuda war gekommen!
Singal aber fiel auf die Knie, verneigte sich vor Kali sprang wieder hoch und zog seinen Säbel, den er bisher unter der Kleidung verborgen gehalten hatte.
Der Adler war nicht allein gekommen, auf seinem Rücken hockte der vierte Todfeind.
John Sinclair!

***

Ich hatte das Reißen dieser verfluchten Dimensionssperre noch in den Ohren, als wir sie schon überwunden hatten. Es war ein fließender Übergang gewesen, ohne anzuhalten oder zurückgeschleudert zu werden. Wir stießen hinein in eine Welt des Todes und des Grauens, wo Menschen einer Göttin geopfert werden sollten.
Noch schwebten wir über den fliegenden Schatten, das jedoch änderte sich sehr bald, als Garuda seine Schwingen ausbreitete und den mächtigen Körper nach vorn kippte.
Plötzlich waren wir dazwischen.
Ich riskierte es, mich nur mit einer Hand festzuhalten. Mit der anderen, der Rechten holte ich die Beretta hervor, weil ich mich ebenfalls an diesem harten Kampf beteiligen wollte.
Garuda hatte mit seinen Adleraugen im wahrsten Sinne des Wortes die große Gefahr erkannt und änderte blitzartig seinen Kurs, so daß ich Mühe mit dem Gleichgewicht hatte.
Jetzt jagte er auf die Statue zu, und zwar dorthin, wo sich die Gefahr verdichtete.
Zwei geierartige Vögel verdeckten mir den Blick auf Mandra Korab. Ich sah nur, wie sie ihre Hälse bewegten, um mit ihren Schnäbeln in die Richtung des Inders zu hacken.
Dann waren wir da.
Zum erstenmal erlebte ich Garuda in voller Aktion. Seine Zunge war lang, und sie wurde noch länger, wobei sie mir vorkam, wie mit Leim beschmiert, denn gedankenschnell wickelte er sie um den Hals eines Geiers, schleuderte ihn hoch und biß gleichzeitig zu.
Der Körper des Vogels klatschte in die Tiefe, wo er liegenblieb. Ich hatte mir den zweiten aufs Korn genommen. Ihn konnte ich einfach nicht verfehlen, auch auf dem Rücken eines ungeduldigen Adlers nicht. Meine Kugel jagte durch das schwarze Gefieder in den häßlichen Körper hinein, der durchgeschüttelt wurde und vor uns wie ein Fahrstuhl in die Tiefe raste. Er berührte noch einmal den Körper der Göttin, prallte dort ab und blieb schließlich tot liegen.

Mir gelang es, einen Blick auf Mandras Gesicht zu erhaschen. Im ersten Moment erschrak ich bis ins Mark. Aus einigen Wunden sickerte Blut, der Kopf lag schief, Mandra sah aus, als wäre er tot, aber seine Lippen bewegten sich.

Die Worte verstand ich nicht. Sie gingen im Flügelschlag des nächsten Totenvogels unter, der sich uns von oben und schräg von der Seite her näherte.

Garuda fuhr herum.

Bevor ich etwas unternehmen konnte, hatte er sich dem Feind bereits gestellt. Beide Körper prallten zusammen. Ich wurde nach vorn geworfen, verlor den Halt, bekam ihn auch nicht mehr zurück und rutschte vom Rücken des Adlers.

Wenn ich jetzt zu Boden prallte, konnte ich mir alle Knochen brechen. Die Beretta fiel in die Tiefe, da ich beide Hände brauchte, um mich festzuhalten. Meine Finger stachen in das Gefieder, und mit der rechten Hand versuchte ich, die Unterseite des Halses zu fassen.

Mittlerweile kämpfte Garuda mit dem Geier.

Die beiden schenkten sich nichts, zudem flog noch ein zweiter herbei, der sich von der Seite her auf Garuda stürzen wollte. Aus der Tiefe vernahm ich Singals heisere Anfeuerungsschreie, zog mich wieder auf den Rücken, sah den Schädel des zweiten Geiers und den häßlichen Schnabel, der nach mir hackte.

Er traf meine Schulter.

Mich rettete die dicke Lederjacke vor einer tiefen Wunde. Sie wurde nur zerrissen, das wärmende Futter quoll aus dem Riß, während ich den Dolch aus der Scheide zog und die Klinge den Geier bei seinem zweiten Angriff in die Brust stieß.

Sie verschwand fast bis zum Heft. Aus der Wunde strömte eine schwarze Flüssigkeit. Sie überspülte meine Hand, doch ich hatte erreicht, was ich wollte.

Der Geier kippte weg.

Im Todeskampf flatterte er noch mit seinen Flügeln und schlug dicht neben seinen Artgenossen zu Boden.

Der zweite Vogel war von Garuda erwischt worden. Mit zwei Schnabelhieben hatte er ihn so zerbissen, daß er in zwei Hälften zu Boden fiel.

Der Adler merkte, daß ich auf seinem Rücken wohl nicht den richtigen Platz hatte. Im Moment bekamen wir eine kleine Kampfpause, deshalb schoß er dem Untergrund entgegen, so daß ich mich von seinem Rücken schwingen konnte.

Das tat ich während des Flugs und streifte noch einmal mit einem Bein über dem Boden. Ich schwang das linke zurück, lief neben Garuda her, verlor trotzdem die Balance und landete auf der harten Erde.

Der Adler stieg wieder in die Höhe, wo noch zwei Geier auf ihn warteten. Sie standen fast in der Luft, bewegten sich nur sehr träge und warteten ab.

Dabei befanden sie sich nicht dicht beisammen, so daß der Adler nicht beide zur gleichen Zeit angreifen konnte. Aber er würde auch so mit ihnen fertig werden.

Ich war nahe der Statue wieder auf die Beine gekommen und dachte daran, daß sich hier unten noch ein Gegner herumtrieb.

Diesmal ein zweibeiniger, Singal mit Namen!

Noch sah ich ihn nicht. Vielleicht hielt er sich versteckt, bei ihm wußte man schließlich nie, was er vorhatte. Den Dolch behielt ich in der Hand. Wo die Beretta lag, konnte ich nicht erkennen. Sie war irgendwo mit dem Dunkel des Untergrunds verschwunden.

»Singal!«

Ich schrie seinen Namen. Ich wollte ihn, der sich indirekt für all das Grauen, das über uns gekommen war, verantwortlich zeigte, endlich haben und besiegen.

Er zeigte sich nicht.

Über mir tobte der Kampf zwischen den Totenvögeln und dem Adler. Im Moment war nicht zu erkennen, wer sich auf der Siegerstraße befand. Nur einige Federn, durch harte Schnabelhiebe aus dem Verbund gerissen, taumelten zu Boden.

Zum erstenmal sah ich die Göttin aus der normalen Perspektive. Mein Blick glitt an ihrem Körper hoch. Die mächtige Gestalt stand unbeweglich auf dem Fleck. Sie war starr, dennoch überkam mich der Eindruck von einem schrecklichen Leben.

Sie besaß eine breite Figur. Aus ihrem Körper wuchsen an bestimmten Stellen die Köpfe meiner drei Freunde. Jeder von ihnen hatte etwas abbekommen, Schnabelhiebe oder Tritte mit den Krallenfüßen hatten ihre Gesichter gezeichnet.

Mandras Kopf befand sich in der freien Fläche an der Brust, die von der oval nach unten hängenden schaurigen Kette begrenzt wurde. Aus dem schwarzen Maul der Göttin floß dünner Rauch. Ich sah auch ihre vier Arme und dachte an das Abenteuer in Indien, als es zur ersten Begegnung mit Kali gekommen war. Da hatte sie ihre Arme bewegen können und mit der Kraft ihrer Hände Menschen zerquetscht. Bisher war sie uns nur als Statue begegnet. Es schien sie als eigentliche oder Urperson überhaupt nicht zu geben. Doch die Statuen waren ebenso gefährlich, denn sie alle erfüllte der Geist der Totengöttin.

Über die Reichweite ihrer Arme konnte ich nichts aussagen. Vorsichtig blieb ich auf Distanz, damit sie mich nicht mit einem schnellen Griff zu fassen bekam.

Singal zeigte sich noch immer nicht. Es gab in der Nähe kaum Verstecke. Er konnte sich höchstens ungesehen hinter dem mächtigen

Leib der Göttin aufhalten.

Ich schlug einen Bogen, ging dabei geduckt. Über mir kämpfte Garuda noch immer mit den Totenvögeln.

Dann sah ich meine Beretta. Ich nahm sie trotzdem nicht an mich, weil sie einfach zu nahe an der Statue lag und ich nicht in Gefahr laufen wollte, von einer Hand gepackt zu werden.

Wieder schrie ich nach dem Inder!

In meinem Schrei rammte etwas zu Boden. Rechts von mir schlug der schwere Körper auf und zerbrach. Der Adler hatte ihm zu große Verletzungen zugefügt.

Vielleicht war dieser Fall das auslösende Moment, denn Singal hielt sich nicht länger versteckt. Er hatte tatsächlich hinter der Statue gelauert und rannte aus der Deckung hervor. Er bewegte sich dabei mit gewaltigen Schritten. In der rechten Hand hielt er einen Säbel mit leicht gekrümmter Klinge.

Die Schneide schimmerte bläulich, sie- war höllisch scharf und würde es schaffen, mir mit einem Hieb den Schädel in zwei Hälften zu teilen.

Mein Dolch wirkte gegen seine Waffe wie ein Zahnstocher. Mir blieb nur mehr eine Chance, um nicht tödlich getroffen zu werden. Als er zuschlug, ließ ich mich auf den Rücken fallen und riß gleichzeitig die Beine in die Höhe. Ich rammte meine Füße in seinen Leib, verlängerte den Schwung und schleuderte ihn über mich hinweg. Dabei hatte ich das Glück, von der Klinge nicht getroffen zu werden.

Er klatschte irgendwo in der Nähe auf, kam sofort wieder hoch, aber auch ich stand auf den Beinen.

Singal hatte sich geduckt und breitbeinig hingestellt. In seinen Augen flackerte es. Es war der böse Geist der Totengöttin Kali, der sie zeichnete.

Die rechte Hand umklammerte den Säbelgriff so hart, als wäre sie mit ihm verwachsen. Dieser Mensch verließ sich voll und ganz auf seine Waffe und auf Kali, der er zu Diensten war.

Er kam noch nicht, fintierte aber, wollte mich irritieren, damit es mir nicht gelang, den Dolch zu werfen.

Dennoch hob ich den rechten Arm, sprang schräg nach hinten und nahm bereits Maß.

Auch Singal kam.

Es gab für ihn keine andere Möglichkeit. Er mußte jetzt zustoßen und schneller sein als mein Dolch.

Da hieb es mich von den Beinen!

Ich hatte die Hand nicht kommen sehen und auch nicht mehr daran gedacht, daß Kali vier Arme besaß, die eine besondere Reichweite hatten. In Höhe des rechten Knies erwischten mich die Finger und schleuderten mich zu Boden.

Der Schmerz durchwühlte meine Schulter, weil ich mich nach dem

Aufprall nicht hatte abrollen können. Viel schlimmer aber war Singal, der nun freie Bahn hatte, auf mich zurannte, den Säbel drehte, so daß seine Klingenspitze nach unten zeigte, damit er mich aufspießen konnte.

Aus seinem Maul drangen heisere Schreie, das Gesicht wirkte wie versteinert, er hatte die Augen weit geöffnet und nahm noch einmal Maß. Ich kam nicht weg. Die Pranke hielt meine Wade umklammert, und doch bekam ich Hilfe.

Plötzlich war Garuda da!

So schnell, daß ich seinen Flug mit den Augen kaum verfolgen konnte. Er stieß schräg aus der Höhe und war in dem Augenblick über Singal, als dieser zustoßen wollte.

Der Schnabel des Adlers klappte zu.

Ich schloß für diesen Moment die Augen, weil ich das Schreckliche nicht sehen wollte. Nicht einmal einen Schrei gab Singal von sich. Nur das Schlagen der Flügel vernahm ich, als sich der Adler wieder entfernte.

Ich war vorerst gerettet. Die Klinge würde mich nicht erwischen, dafür hatte mich die Totengöttin in ihrer Gewalt.

Ihr Griff war eisenhart. Zum Glück hatte sie nur das rechte Bein umklammert, so daß ich mich bewegen konnte und mich auch herumwarf. Dabei stieß ich mit der freien Hand gegen den Degengriff, schnappte zu und hob die Waffe an.

Auch die Pranke bewegte sich. Es gelang ihr, mich auf den Rücken zu drehen und über den harten Boden zu schleifen. Ich schaute dabei zwangsläufig in die Höhe und sah, daß Garuda den letzten Totengeier verfolgte.

Er konnte mir nicht noch einmal beistehen.

Die Göttin wollte mich haben. Sie zog mich zu sich heran, schräg von oben glitt eine zweite Klaue auf mich zu, deren Finger gespreizt waren. So groß und breit, daß sie mir mit einem Griff den Schädel zerquetschen konnten.

Ich schwang meinen Oberkörper hoch und geriet trotz meiner miesen Lage in eine sitzende Stellung.

Den Säbel führte ich als Rundschlag. Jetzt mußte es sich herausstellen, ob die Statue aus Stein bestand oder aus einem anderen Material.

Die Klinge blitzte beim Schlag noch einmal auf, dann der Treffer - und durch.

Dicht oberhalb des Gelenks hatte ich die Klaue abgetrennt, die neben mir zu Boden fiel und liegenblieb. Ihre Finger zuckten noch einmal, dann bewegte sie sich nicht mehr.

Ich atmete auf, bevor ich den Säbelgriff mit beiden Händen umfaßte und zudrosch.

Diesmal auf die andere Pranke.
Es tat gut, zu sehen, wie sie abfiel und sich auch der Fingerdruck von meinen Waden löste.
So rasch es ging, schwang ich mich in die Höhe, behielt den Säbel in der Hand und wartete auf die zwei anderen Hände.
Kali griff nicht an. Dafür segelte Garuda zu mir hinab und blieb neben mir hocken. Auch der letzte Totenvogel existierte nicht mehr. Bevor ich meinen Blick an der Statue hochwandern ließ, schaute ich den König der Lüfte an.
Irgendwie wirkte er mir ratlos. Vielleicht traute er sich auch nicht, die Statue anzugreifen. Zwei Hände hatte ich ihr abhacken können, konnte ich sie auch weiterhin zerschlagen?
Auf dem Kampfplatz war eine tödliche Ruhe eingetreten. Die Akteure leckten sich ihre Wunden, und ich sah die drei Köpfe meiner Freunde innerhalb der Statue.
Ihre verzerrten, wundengezeichneten Gesichter, den bittenden Ausdruck in den Augen, ich mußte ihnen einfach helfen, aber ich hörte Garudas Warnung.
»Wenn du sie mit der Klinge angreifst und zerstören willst, werden auch deine Freunde sterben!«
»Weißt du das genau?«
»Ja, so ist Kali. Sie haßt dich und mich. Wir haben ihre vier Diener getötet, deren Seelen die Kraft des Spiegels verstärken sollten. Ihre Begleiter, die Totenvögel, sind ebenfalls nicht mehr am Leben, nur noch ihr Haß auf alles Menschliche und Gerechte kocht. Auch ich traue mich nicht, sie anzugreifen, das Leben deiner Freunde wäre ebenfalls nichts mehr wert.«
»Aber es muß eine Möglichkeit geben!«
»Vielleicht!«
»Welche?«
Garuda, der Adler, nickte. Seine Augen glänzten, das legendenhafte Wesen dachte nach.
»Vielleicht gibt es sie - vielleicht…«
»Sage es mir!«
»Du hast dein Kreuz!« Ich hörte die leisen Worte. »Du hast dein Kreuz, und es ist auf ihm die Heilige Silbe der Inder eingraviert.«
»Ja, das stimmt, aber nur die Gerechten dürfen sie aussprechen, und auch nur, wenn sie sich in größter Gefahr befinden.«
»Sind deine Freunde gerecht? Haben Sie sich je Böses zuschulden kommen lassen?«
Das war eine gute Frage, über die ich zunächst einmal nachdenken mußte. Nur nicht zu lange, denn wer sagte mir schon, welche Tricks Kali noch in der Hinterhand hielt?
Die Heilige Silbe der Inder, das AUM oder auch OM, stand

tatsächlich auf einem Balken meines Kreuzes. Sie ist eine mystische Silbe, eine dreibuchstabige Einheit, ein ineinander verschnörkelter Begriff und feierlichste aller Wörter Indiens. Dieses Wort steht am Beginn der heiligen Schriften und vor den Gebeten der Inder. Nach einer alten Deutung ist es zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben der drei Wörter Agni, Varuna (Uaruna) und Marut. Es soll gleichzeitig die drei Elemente Feuer, Wasser und Luft andeuten. Nur ein Gerechter darf die Silbe aussprechen und muß sich dabei einer bestimmten Betonung oder Schwingung bedienen, ansonsten hat es keinen Sinn.

Ich hatte die Silbe schon ausgesprochen und lebte noch immer. In der Zwischenzeit war viel Zeit vergangen. Konnte ich es wagen und auch heute noch alles auf eine Karte setzen?

Ich fragte Garuda. »Gibt es noch eine andere Möglichkeit, meine Freunde zu befreien?«

»Du kannst Kali bitten, sie aus ihren Klauen zu lassen. Darauf wird sie aber kaum eingehen.«

»Das fürchte ich auch.«

»Also sprich die Silbe. Dir bleibt nicht mehr viel Zeit, überlege deshalb nicht zu lange. Kali wird die drei Menschen verschlingen, sie wird sich an ihren Körpern und ihrer Seele stärken. Ich werde dir noch zur Seite stehen und sie ablenken. Achte auf mich, nimm deine silberne Waffe in die Hand und sprich das Wort erst dann aus, wenn ich mich ihrem Gesicht genähert habe.«

Ich nickte. »Gut, ich werde deinen Rat befolgen, Garuda. Möge mir derjenige Kraft und Stärke geben, der über allem steht.«

Garuda erwiderte nichts mehr. Er bewegte seine Flügel dreimal. Dann gelang es ihm, sich in die Höhe zu drücken. Fast senkrecht stieg er an der gewaltigen Statue hoch.

Ich verfolgte seinen Flug, schaute auch gleichzeitig nach den Gesichtern meiner drei Freunde, wo die Qual nach wie vor wie eingemeißelt in den Zügen stand.

Garuda ließ sich Zeit. Er geriet in die Nähe des Gesichts, und da reagierte Kali.

Ich hatte an ihre Hände gedacht, sie aber konnte die Kette aus Menschenköpfen durch geistige Kräfte führen und sorgte dafür, daß sie in die Höhe schwang.

Ihr Ziel war der Adler. Die Kette sollte sich um seinen Kopf und um den Hals legen, um ihn zu erdrosseln.

»Jetzt!«

Er hatte mir den Befehl gegeben. Ich zögerte keinen Lidschlag länger und sprach das Wort, vor dem selbst ich mich fürchtete, aus…

***

»AUM!«

Ich redete, ich sang, ich rief, ich gab jedem Buchstaben eine gewisse Betonung, wie man es mich gelehrt hatte, als man mir die Bedeutung des Kreuzes erklärte.

Die Vokale ließ ich im Hals über die Stimmbänder vibrieren, aus diesem Grunde hörten sie sich fast so an wie ein feierlicher Gesang. Ich sprach das M im ersten Teil mit offenem Mund, um die Lippen sofort danach zu schließen und es als Echo auslaufen zu lassen.

Und ich hatte laut geredet, damit das Echo durch diese Welt schallte und auch Kali erreichte.

Ich beobachtete zusätzlich die Kette, die nicht mehr weiterschwang, in der Luft blieb, wobei ihre Einzelteile plötzlich kurz aufglühten wie vorbeihuschende Kometen und dann verglühten. Nicht einmal Asche fiel zu Boden.

Stimmen schrieen!

Zuerst dachte ich an meine Freunde, aber es waren Schreie, die überall an der Statue aufbrandeten.

Sie drangen aus ihrem Maul, den Nasenlöchern, den Ohren. Ungezählte gemarterte Seele fielen in diesen schaurigen Chorgesang mit ein, und keine von ihnen war sichtbar. Sie hielten sich als unsichtbare Geistwesen innerhalb des Statuenkörpers auf, wobei ihre Schreie allmählich leiser wurden, ich noch immer auf der Schwelle stand und mein Kreuz umklammert hielt.

Konnten Mandra, Suko und Bill gerettet werden? Waren auch sie Gerechte, die auf die Silbe ansprachen.

Die Statue rührte sich nicht. Sie brach nicht, sie wackelte nicht, sie zeigte keine Risse im Gefüge, sie blieb einfach stehen. Dennoch geschah etwas mit ihr.

Kali verschwand.

Es dauerte nur Sekunden, bis es mir gelang, in ihr Innerstes hineinzuschauen. Der dichte Körper lockerte sich auf, es gab keine Hindernisse mehr, Grenzen verschwanden, umrisse zerflossen, als hätte es sie nie zuvor gegeben.

Die Totengöttin konnte der Macht der Heiligen Silbe nichts entgegensetzen. So stark das Böse auch sein mochte, wurde es mit den Mächten des Lichts konfrontiert und geschah dies im richtigen Augenblick, hatte es nichts mehr entgegenzusetzen. Wie hier…

Mit dem Verschwinden der Göttin sah ich noch einen strahlenden Lichtpunkt, der aus irgendeiner nicht meßbaren Tiefe hervorquoll und zu einer Aura wurde, in der drei Menschen wie Säulen standen.

Es waren meine Freunde.

Auch ein Beweis dafür, daß die Macht einer uralten Kraft sie aus den Klauen des Bösen befreit hatte.

Tief atmete ich aus. Die Luft war so klar, ich hätte sie gern getrunken

wie Wasser.

Das Licht brach zusammen.

Ein Windstoß jagte gegen mich, Kälte fuhr über meine Haut, und erst jetzt stellte ich fest, daß ich mich im Freien befand. Ich stand wieder auf der Insel.

Über mir vernahm ich einen heftigen Flügelschlag, blickte noch einmal in die Höhe und sah die mächtige Gestalt des Adlers Garuda einer bestimmten Wolke entgegenfliegen.

Er tauchte darin ein - und war verschwunden.

Dafür hatte ich drei andere Personen wieder.

Suko, Bill und Mandra standen auf dem felsigen Boden, schauten sich um, sahen sich an, blickten mich an und sahen mein etwas schiefes Grinsen, mit dem ich sie und auch mein Kreuz betrachtete, das ich noch immer locker in der Hand hielt.

Bill Conolly fand als erster die Sprache wieder. »Erst Kali, dann dich, uns bleibt auch nichts erspart…« Beim letzten Wort stockte seine Stimme allerdings. Er konnte nicht mehr weitersprechen, schluckte, und wir fielen uns in die Arme.

Es war die Begrüßung von Freunden, die sich gerettet fühlten aus einer Gefahr, wie sie tödlicher nicht hatte sein können.

Auch mir saß die Kehle zu. Ich stemmte Suko zur Seite und sagte, wobei ich gleichzeitig die anderen beiden mit einschloß: »Ihr seid nicht verletzt?«

»Nein…«

»Verflixt, die Heilige Silbe.«

»Was meinst du damit?« fragte Bill.

»Schon gut, alter Junge. Ich hoffe nur, daß ihr Kali in Erinnerung behaltet. Schließlich hat sie euch umarmt, nachdem euch ihr Spiegel zu ihr gelockt hat.«

Sie begriffen nicht viel. Nur Mandra zog die Augenbrauen zusammen und nickte. »Eigentlich dachte ich an einen Alptraum. Aber es muß wahr gewesen sein.«

»Es war so, Mandra, und ich bewundere die Heilige Silbe, daß sie es sogar schafft, gewisse Dinge zu löschen. Auch die Erinnerung an das absolut Böse…«

»Ja, das muß wohl so gewesen sein.« Mandra wollte noch etwas hinzufügen, doch ich hatte mich bereits abgewendet und ließ meine drei Freunde stehen.

Bill war wieder die personifizierte Neugierde. »Wo willst du hin, John?«

»Zum Funkgerät. Oder glaubt ihr etwa, daß ich hier auf der Insel versteinern möchte…?«

ENDE